Brit.
Stuart
505 5g
<36616437610013
<36616437610013
Bayer. Staatsbibliothek

Liebesbriefe
der Königin
Maria von Schottland
an
Jakob Earl von Bothwell
nebst ihren
Liebessonnetten, Ehekontrakten und andern Urkunden

Aus dem Englischen
des
Hugh Campbell.

Zweyter Theil.

Leipzig:
Heinsius'sche Buchhandlung.
1825.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei G. H. Maret in Leipzig.

Liebesbriefe

der

Königin Maria von Schottland

an

Jakob Earl von Bothwell.

Zweyter Theil.

Buchanan.

Wenn Fremde über Dinge, die innerhalb der Grenzen einer gewissen Regierung gerichtlich erörtert worden sind, Rechenschaft begehren, so ist das für Alle, welche der fremden Gerichtsbarkeit nicht unterworfen sind, sowohl seltsam, als wegen der Seltsamkeit unangenehm. Uns vor Allen, die wir uns in diese Nothwendigkeit versetzt sehen, muß dies höchst schmerzlich seyn, da wir, wenn wir nicht selbst als die nichtswürdigsten, elendesten Menschen erscheinen wollen, das Leben derer anklagen müssen *), deren Fehler wir so gern bedeckt hätten. Allein ein großer Theil dieses Kummers wird erleichtert durch eure Billigkeit (trefflichste Königin), der

*) Man muß wissen, daß Buchanan diese Detection mit Genehmigung und auf Verlangen der Lords und Murray's aufsetzte, mit denen Buchanan gegen die Königin wirkte. Der Herausg.

es eben so unangenehm ist, eure Verwandte, als uns, ihre Königin, auf eine so entehrende Weise in dem Munde der Leute umhergetragen zu sehen, die also ihrer Seits nicht weniger begehren wird, die Wahrheit zu vernehmen, als wir es wünschen, dem Verdachte der Verläumdung zu entgehen. Daher wollen wir denn auch die Sache so kurz als möglich einleiten und unsre Erklärung so zusammendrängen, daß wir eher das Ansehen haben können, leicht über die Hauptpunkte hinweggegangen zu seyn, als sie umständlich erörtert zu haben, indem wir mit der ersten Untreue der Königin anfangen. Was das Schließen ihrer Ehe anbetrifft, so war ihr Leichtsinn höchst vorschnell und unbesonnen; plötzlich folgte dann entweder innerliche Reue, oder wenigstens manches äußere Zeichen ihrer veränderten Neigung ohne allen scheinbaren Grund. Denn wenn der König in früherer Zeit nur vernachlässigt oder auch unwürdig behandelt worden war, so brach endlich offener Haß gegen ihn aus, besonders in dem Winter, wo er nach Peble ging mit einem sehr kleinen Gefolge, zu klein selbst für einen Privatmann, denn es wurde auch nicht ein Falkonier hingesandt, sondern er blieb gleichsam auf die Seite geschoben, entfernt von

dem geheimen Rathe und aller Kenntniß der öffentlichen Angelegenheiten. Es ist auch gar nicht nöthig, alle diese Dinge zu Papiere zu bringen, da sie damals vor aller Menschen Augen zum Schimpf da lagen und als ein frisches Bild den Gemüthern der Menschen immer eingedrückt bleiben werden. Und ob dies gleich der Anfang war von all dem Unglück, welches folgte, so wurden doch Anfangs die Pläne so geheim gehalten, daß selbst diejenigen, welche mit der Ausführung vieler Dinge ganz bekannt und vertraut waren, nicht gänzlich einsehen konnten, was die Königin hauptsächlich beabsichtige.

Endlich, ohngefähr im Monat April des Jahres 1566, als die Königin von Dunbar nach Edinburg zurückkehrte und in dem Schlosse wohnte, verweilte sie daselbst bis zur Zeit ihrer Entbindung. Sogleich nach derselben begannen die geheimen Pläne des beabsichtigten Unheils sich zu enthüllen, deren Zweck kein anderer war, als den König auf irgend eine Weise aus dem Wege zu räumen und Bothwell zu heyrathen, und damit auf sie selbst kein Verdacht des Mordes fallen möchte, fing sie insgeheim an, allmählig den Saamen der Zwietracht zwischen dem Könige und den Lords auszusäen, die sich da-

mals am Hofe befanden, indem sie sie immer mehr und mehr entflammte, die Sache bis zu einem tödtlichen Streit zu bringen. Und wenn sie irgend einmal bemerkte, daß das Mißtrauen des Einen gegen den Andern zu ermatten begann, so schärfte sie es von Neuem, durch neue Gerüchte für beyde Theile, indem sie den Adel gegen den König und diesen gegen den Adel dadurch aufregte, daß sie jeden überredete, der andere gehe mit seiner Zerstörung um. Und es kam ihr nichts so lang vor, als die Zeit, bis die Sache zum Ausbruche käme; auch war es ihr ziemlich gleichgültig, wer aus dem Kampfe als Sieger hervorgehen würde, denn sie hielt den Verlust auf beyden Seiten für einen Gewinn für sich, indem sie dadurch hoffte, einen Schritt näher zu ihrem Ziele zu kommen. In kurzer Zeit erfüllte sie endlich ihre Herzen dergestalt mit gegenseitiger Eifersucht, daß es keinen Mann von einigem Rufe am Hofe gab, der sich nicht in die Nothwendigkeit versetzt gesehen hätte, entweder sich den gegen ihn erdichteten Gerüchten mit Schande zu unterwerfen, oder mit den Verbreitern derselben sich zu schlagen, oder sich nach Hause zurückzuziehen. Und wenn wir auch alles Uebrige mit Stillschweigen übergehen wol-

len, indem wir gern zu dem Hauptpunkte der Sache gelangen möchten, so darf doch ein schändlicher Kniff aus jener Zeit nicht weggelassen werden. Einsmals, als der König mit der Königin fast bis zum Anbruch des Morgens im Gespräch gewesen war, lief das Resultat aller ihrer Mittheilungen darauf hinaus, daß fast der ganze Adel sich verschworen habe, ihn umzubringen, und daß sie nur darauf sönnen, wie sie sich seiner entledigen wollten. Nachdem der König sich entfernt hatte, sandte sie sogleich zu ihrem Bruder, dem Earl von Murray, der nachher Regent wurde, mit folgender Botschaft: Es sey etwas Entsetzliches im Werke, was seine Gegenwart nothwendig und unverzüglich erfordere. Man weckte ihn aus seinem gesunden Schlafe auf; er gerieth in Angst, warf ein Nachtkleid über das Hemde und eilte so halb nackend zu ihr. Gegen ihn äußerte sie dasselbe, was sie vorher zum König gesagt hatte, indem sie vorgab, der König sey in so tödtlichem Hasse gegen ihn entbrannt und nehme es so übel, daß er so hoch in ihrer Gunst stehe, daß er fest entschlossen sey, ihn, so bald sich nur Gelegenheit dazu zeigen werde, zu ermorden. So ließ sie denn, so viel an ihr lag, kein Mittel unbenutzt, sie

zusammen zu hetzen, und ohne Zweifel würde es ihr auch gelungen seyn, hätte es nicht Gott gefallen, die Unschuldigen von so gefährlichem Verrath zu retten und ihre schändliche Verrätherey aufzudecken.

Als ihr dieser Versuch mißlungen war, suchte sie den jungen, unerfahrnen Edelmann in eine neue feine List zu verstricken. Sie arbeitete ernstlich an ihm, daß er, während sie sich schwanger befände, ein anderes junges Weib aussuchen sollte, woran damals ein großer Ueberfluß war, um sich unterdessen ihres Umgangs zu erfreuen. Sie versprach ihm ihre Zustimmung und ihre Vergebung, nebst der vollen Erlaubniß, diese Sünde zu begehen. Sie nannte ihm zu diesem Zwecke das Weib des Earls von Murray, nicht, weil sie glaubte, diese höchst ehrenwerthe Dame eigne sich besonders zu einer solchen Schlechtigkeit, sondern weil sie dachte, sie könne sich so auf einmal an drei Feinden rächen, dem König nehmlich, dem Earl und seinem Weibe, dabey aber auch einen Vorwand zur Scheidung gewinnen, um ihr Bett leer zu machen für Bothwell. Nachdem sie aber entbunden war, richtete sie und ihre Gesellschaft, wenn man ihr meldete, daß sie

der König besuchen wollte, ob sie gleich alle Andere sehr höflich unterhielten, ihre Reden und Mienen so ein, als wenn sie nichts mehr fürchteten, als daß der König nicht bemerken möchte, daß er ihnen zur Last falle und daß ihnen seine Erscheinung und Gegenwart höchst unangenehm sey. Auf der andern Seite war Bothwell allein Alles in Allem; er allein leitete alle ihre Rathschläge, alle ihre Angelegenheiten, und so sehr wünschte die Königin, daß ihre innige Zuneigung zu ihm von Jedermann erkannt werden möchte, daß, wenn Jemand irgend Etwas bey ihr anzubringen hatte, es keinen andern Weg gab, als durch Bothwell, um seinen Zweck zu erreichen.

Nicht lange nach ihrer Entbindung begab sie sich eines Tages sehr früh, von wenigen ihrer Eingeweihten begleitet, nach der Seite des Wassers hinab, an die Stelle, die der neue Hafen heißt, und indeß sich Jedermann wunderte, warum sie so eilig sich dahin begebe, stieg sie plötzlich in ein Schiff, das hier für sie bereit gehalten worden. In demselben befanden sich William Blacater, Edmund Blacater, Leonard Robertson und Thomas Dickson, Bothwells Diener und berüchtigte See-

räuber und Diebe. Mit diesem Gefolge von Spitzbuben begab sie sich, zur Verwunderung aller rechtlichen Leute, in See, indem sie sonst keinen Menschen, weder von ihren Edelleuten, noch eine andere anständige Bedienung mitnahm. In Aloe-Castle legte das Schiff an, und wie sie sich hier benahm, kann sich wohl Jeder besser vorstellen, als ich es ihm auseinander setzen möchte. Dies Eine wage ich zu behaupten, daß sie in allen ihren Worten und Werken nicht die geringste Rücksicht auf Etwas nahm, ich will nicht sagen, was ihr als Königin ziemte, sondern was nur die Sittsamkeit einer Frau erfordert hätte.

Als der König von dieser plötzlichen Abreise der Königin hörte, folgte er ihr so schnell als möglich zu Lande und überraschte sie daselbst, in der Absicht und Hoffnung, ihrer Gesellschaft zu genießen und der gegenseitigen ehelichen Liebesverhältnisse sich zu erfreuen. Aber wie liebreich er von ihr empfangen wurde, das werden alle diejenigen wissen, welche entweder selbst Zeugen davon waren, oder es durch Andere vernommen haben; denn nachdem sie ihm kaum einige Stunden gestattet hatte, sich auszuruhen, da Menschen und Pferde sehr erschöpft waren,

mußte er sich in der größten Eil wieder auf den Weg machen, wenn er sich nicht in Gefahr setzen wollte. Sie selbst aber verweilte hier mehrere Tage, wenn auch nicht in fürstlicher Pracht und Herrlichkeit, doch in mehr als fürstlicher, oder vielmehr unfürstlicher Sittenlosigkeit. Sie ging einmal auf die Jagd, einmal an den Fluß Magat, ein anderes Mal in den Forst von Glenartus. Allein wie kalt, ja wie hochmüthig und verächtlich sie sich gegen den König benahm, das bedarf keiner weitern Erwähnung, denn es geschah im Angesicht aller Menschen, und wird auch gewiß immer allen Menschen im Gedächtnisse bleiben.

Als sie nach Edinburg zurückkehrte, nahm sie ihre Wohnung nicht in ihrem eigenen Palaste, sondern in einem Privathause, welches an das von John Balfours stieß. Von hier aus zog sie in ein anderes, wo die jährliche Gerichtssitzung, die man Exchequer nennt, gehalten wurde; denn dieses Haus war größer und es befanden sich hübsche Gärten dabey, längs den Gärten aber lief ein einsamer leerer Raum hin. Was sie aber mehr als Alles dieses hierher lockte, war folgender Umstand. Es wohnte nehmlich dicht dabey ein gewisser David Chambers,

einer von Bothwells Dienstleuten, dessen Hinterthüre gerade an den Garten von der Wohnung der Königin stieß. Wer sollte nun das Uebrige nicht errathen? Bekannte es die Königin doch selbst, sowohl vielen andern Personen, als auch namentlich dem Regenten und seiner Mutter. Allein sie warf alle Schuld auf Mylady Nerese, ein Weib von der niedrigsten Unkeuschheit, welche auch einige Zeit eine von Bothwells H..n gewesen und damals eben eine Hauptperson in der Königin geheimer Rathsgesellschaft war. Durch dieses Weib nun, das in seinem Alter von dem Gewerbe einer H..e sich zu den Pfiffen der Kuppeley gebildet hatte, wurde die Königin, wie sie selbst sagte, betrogen, denn Bothwell ward durch den Garten in das Gemach der Königin gebracht, und hier zwang er sie wider ihren Willen zu dem seinigen. Allein wie sehr wider ihren Willen die Dame Nerese sie betrogen habe, hat die Zeit, die Mutter der Wahrheit, endlich enthüllt, denn einige Tage nachher sandte die Königin, weil sie vermuthlich Gewalt gegen Gewalt setzen und ihn nun selbst nothzüchtigen wollte, die Dame Nerese ab, (welche vorher ebenfalls die Stärke des Mannes erprobt

hatte) um ihn als Gefangenen Ihrer Hoheit zuzuführen.

Die Königin und Margarethe Carwood, eine in alle ihre Geheimnisse ganz eingeweihte Person, ließen jene an einem Stricke über eine alte Mauer in den anstoßenden Garten hinab. Allein bey solchen gefährlichen Unternehmungen kann nicht Alles so genau vorhergesehen werden, daß sich nicht bisweilen allerley unbequeme Vorfälle ereignen sollten: siehe da! der Strick zerriß und hinunter fiel mit großem Geräusch die Dame Nerese, eine ziemlich schwere Person theils wegen ihres unbehülflichen Alters, theils wegen ihrer ansehnlichen Körpersubstanz. Aber, gleich einem alten versuchten Soldaten, ließ sie sich nicht entmuthigen, weder durch die Dunkelheit der Nacht, noch die Höhe der Mauer, noch den unvermutheten Fall, sondern sie raffte sich schnell auf, rannte nach Bothwells Zimmer, öffnete die Thür, zog ihn aus dem Bette, ja fast aus den Armen seines Weibes, noch halb schlafend, halb nackend, und so ging's fort mit dem Manne zur Königin. Dieses Benehmen, so wie alle Umstände der That, sind nicht nur von den Meisten derer, welche sich damals bei der Königin befanden, be-

kannt worden, sondern auch George Daglish, Bothwells Kammerdiener, hat kurz vor seiner Hinrichtung dasselbe erklärt, und dieses sein Geständniß ist dann aufgezeichnet worden.

Unterdessen hielt sich der König, da er ihr nicht zu Gesicht kommen durfte und mit Beschimpfungen und in elenden Umständen von ihr verbannt worden war, mit wenigen seiner Diener ganz geheim zu Sterling auf. Was sollte er sonst auch thun? Er konnte sich doch nicht in der Königin Zimmer aus Gnade einschleichen, auch erhielt er nicht so viel, um seine täglichen Ausgaben zu bestreiten, seine wenigen Diener und Pferde zu erhalten. Endlich wurde er durch Zwistigkeiten, die sich bey der unbedeutendsten Veranlassung erhoben und die man gleichsam vom Zaune brach, ganz aus ihrer Nähe vertrieben; allein sein Herz, das nun einmal von seiner Liebe zu ihr nicht lassen konnte, ließ sich nicht bezähmen, sondern er mußte durchaus wieder nach Edinburg zurück, in der Absicht, um durch alle Arten kriechender Demüthigung wieder in ihre vorige Gunst sich zu drängen und das angenehme eheliche Verhältniß wieder anzuknüpfen. Allein da er abermals auf die entehrendste Art zurück-

gewiesen wurde, kehrte er dahin zurück, woher er gekommen war, um in der tiefsten Einsamkeit sein Elend zu beweinen.

Wenige Tage nachher, als die Königin beschlossen hatte, nach Jedworth sich zu begeben, um den dort zu haltenden Gerichtssitzungen beyzuwohnen, ohngefähr zu Anfang Octobers, machte Bothwell seine Reise nach Liddesdale. Da er sich hier weder der Stelle, zu der er berufen worden war, noch dem Adel seiner Geburt und der Achtung, in der er stand, gemäß benommen hatte, wurde er von einem gemeinen Diebe verwundet, so daß er dem Tode nahe kam und in das Schloß, die Einsiedeley genannt, gebracht wurde, ohne daß man für seine Herstellung bürgen konnte. Als die Nachricht davon nach Borthwick zur Königin gelangte, eilte sie, wie eine Rasende, mit Post in großen Tagereisen und im strengsten Winter erst nach Melrose, dann noch Jedworth. Ob sie gleich hier sichere Nachrichten von seinem Befinden erhielt, so konnte sich doch ihre Zuneigung dem Verzuge nicht unterwerfen und beherrschen, sondern sie mußte ihre schimpfliche Lust verrathen und in einer höchst unbequemen Jahreszeit, nicht achtend aller Beschwerden

des Wetters und Weges und aller Gefahren von Dieben, machte sie sich spornstreichs auf den Weg in einer Gesellschaft, der kein Mensch von einiger Bedeutung sein Leben und sein Vermögen anvertraut haben würde. Von da kehrte sie dann wieder nach Jedworth zurück und mit der ernstesten Sorgfalt und Mühe wurde Alles vorbereitet und in den Stand gesetzt, um den Bothwell dorthin zu bringen. Als er einmal hier war, war ihr vertrauliches Zusammenleben so beschaffen, daß es sich eben nicht sehr mit Beyder Ehre vertrug. Hier, sey es nun, daß es an ihren nächtlichen und täglichen Ausschweifungen lag, die für sie so entehrend und unter dem Volke so übel berüchtigt waren, oder daß es eine geheime Schickung der Vorsehung war, verfiel die Königin in eine so gefährliche Krankheit, daß ihr kaum eine Hoffnung der Genesung übrig blieb.

Als der König davon hörte, eilte er mit Post nach Jedworth, um die Königin zu besuchen, ihr in ihrer Schwachheit beyzustehen und ihr durch jeden angenehmen Dienst, den er ihr zu erweisen nur im Stande war, seine Liebe und das Verlangen zu beweisen, ihr Vergnügen zu machen. Al-

lein er vermochte das nicht, denn seine Wohnung und alle Bedürfnisse waren so eingerichtet, daß er nicht bleiben konnte, (so wie sie etwa die gemeinsten Personen gewohnt sind), nirgends fand er einen Beweis freundlicher Gesinnung gegen ihn. Allein die barbarischste Unmenschlichkeit gegen ihn bestand darinnen, daß dem Adel und allen Hofbeamten, welche gegenwärtig waren, besonders untersagt wurde, ihm bey seiner Ankunft die geringste Ehrerbietung zu bezeigen, oder ihm ihre Wohnungen abzutreten, oder ihn auch nur auf eine einzige Nacht zu beherbergen. Und weil die Königin vermuthete, daß der Earl von Murray, der späterhin Regent wurde, ihm einige Höflichkeit beweisen möchte, so beredete sie sich mit seinem Weibe, eiligst nach Hause zu gehen, sich krank zu stellen und das Bett zu hüten, damit wenigstens unter dem Vorgeben ihrer Unpäßlichkeit dem Könige die Thüre verschlossen werden könnte. Da ihm auf diese Art alle Höflichkeit und Liebe versagt wurde, kehrte er den Tag darauf mit äußerst bekümmertem Herzen in seinen einsamen Winkel zurück. Unterdessen ward Bothwell, indeß der König Alles entbehren mußte, ja von keinem Freunde besucht wurde und sich kaum in einer Bauerhütte

ein Unterkommen erbetteln konnte, aus dem Hause, wo er bisher gewohnt hatte, gleichsam zum Hohne des Königs, glorreich im Angesichte des Volks in der Königin eigene Wohnung gebracht, und er erhielt dort ein Zimmer gerade unter demjenigen, worinnen die Königin selbst krank lag. Ob sie nun gleich Beyde schwach und ungeheilt waren, sie von ihrer Unpäßlichkeit und er von seiner Wunde, so besuchte ihn die Königin, trotz aller körperlichen Schwäche, doch täglich. Und als sie Beyde nur ein wenig, wenn auch noch nicht gänzlich, ihre Kräfte wieder erhalten hatten, kehrten sie zu ihren alten Zeitvertreiben zurück, und das so öffentlich, daß sie nichts mehr zu wünschen schienen, als daß ihre Schlechtigkeit ja nicht unbekannt bleiben möchte.

Den fünften November ungefähr begab sie sich von Jedworth nach einer kleinen Stadt, Calko, und hier erhielt sie Briefe von dem Könige. Nachdem sie sie im Beyseyn des Regenten, des Earl von Huntley und des Secretairs gelesen hatte, sahe sie so jammervoll aus und quälte sich selbst so ab, als wenn sie den Augenblick wieder in ihre frühere Unpäßlichkeit verfallen sollte, und in klaren, deutlichen Ausdrücken betheuerte sie, daß, wenn sie nicht auf

eine oder die andere Art von dem Könige loskommen könnte, sie keinen guten Tag wieder haben würde; und könnte sie dies auf keine Art erreichen, so wollte sie sich lieber selbst den Tod geben, als daß sie länger in solchem Kummer leben sollte.

Einige Tage nachher, als sie auf ihrer Rückkehr durch Marchland zu Coldingham verweilte, ging Dame Reresse durch die Wache, wurde erkannt und man ließ sie gehen. In welcher Gesellschaft sie sich befand und woher sie kam in dieser Zeit der Nacht, war der Königin nicht unbekannt. Von da aus begab sie sich gegen Ende des November nach Cragmillar, einem Schlosse, ohngefähr zwey Meilen von Edinburg. Hier nun verfiel sie, in Anwesenheit des Earls von Murray (der nachher Regent wurde und jetzt auch getödtet ist) und des Earls von Huntley und Argile und des Secretairs, in ihre frühere Reden und setzte hinzu, der bequemste Weg, wie sie meyne, wie die Sache zu Ende zu bringen wäre, sey doch der, die Ehescheidungsklage gegen den König anzustellen. Sie zweifelte auch gar nicht, daß die Scheidung leicht zu erhalten seyn würde, da sie in solchem Grade der Blutsverwandtschaft zu einander ständen, der nach

den päpstlichen Gesetzen keine Ehe zulasse, besonders wenn, was sie leicht bewirken könnte, die Bulle weggeschafft worden sey, wodurch der Dispens gegen jenes Gesetz ertheilt worden sey. Es warf aber Jemand hier den Zweifel auf, daß, wenn sie auf diese Art zu Werke gehen wollte, ihr Sohn zum Bastard gemacht werden müßte, denn er wäre dann nicht in einer gesetzmäßigen Ehe erzeugt, besonders da keinem von beyden seiner Eltern die Ursachen unbekannt wären, warum diese Ehe aufgelöst werden sollte.

Als sie diese Antwort eine Weile bey sich überlegt hatte und wohl einsahe, daß sie gegründet war und daß sie jetzt noch nicht mit der Absicht hervortreten dürfe, sich ihres Sohnes zu entledigen, gab sie den Gedanken der Scheidung auf; allein von diesem Tage an hörte sie nicht auf, den Plan zur Ermordung des Königs zu verfolgen, wie sich leicht aus dem Folgenden erkennen läßt.

Nachdem der König von Sterline nach Cragmillar zurückgekehrt war, in der Hoffnung, sie artiger gegen sich zu finden, und daß sich ihr Mißfallen durch die Zeit einigermaßen gemildert haben sollte, fand er so wenig Veränderung in ihrer Ge-

müthsstimmung gegen ihn, daß ihm durchaus nicht das Geringste zu seinem täglichen Unterhalte bewilligt werden sollte, wenn er sich nicht immerfort zu Sterline aufhalten wollte. Dadurch wurde denn der Verdacht des Volkes, das schon sonst sich gar sehr dazu hinneigte, in Beziehung auf den unkeuschen Umgang der Königin mit Bothwell außerordentlich bestärkt.

Zu Anfange des Decembers erschienen Abgesandte aus Frankreich und England, zur Taufe des jetzigen Königs. Damit nun Bothwell recht unter dem Adel hervorragen möchte, gab sie selbst Gold her, zu kaufen, was er zu seinem Aufzuge brauchte. Manches kaufte sie selbst von den Handelsleuten für ihn, auch gab sie sich selbst so viel Mühe mit der Besorgung, daß Alles recht ordentlich für ihn zubereitet würde, als wenn sie, wir wollen nicht einmal sagen, sein Weib, sondern seine Magd gewesen wäre. Unterdessen litt ihr rechtmäßiger Gemahl bey der Taufe seines eigenen Kindes nicht nur Mangel an allem Nothwendigen, sondern es wurde ihm auch befohlen, den Gesandten gar nicht vor die Augen zu kommen. Seine gewöhnlichen Diener wurden von ihm entfernt, dem Adel wurde angedeutet,

ihm nicht nur nicht aufzuwarten, noch sonst eine Ehre zu erweisen, sondern nicht einmal zu thun, als kennten sie ihn. Den fremden Gesandten kam die Warnung zu, nicht mit ihm zu sprechen, da sie sich den größten Theil des Tages in dem Schlosse befanden, wo er sich aufhielt.

Da der junge Mann sich so verächtlich und höchst unfreundlich behandelt sahe, reiste er von Sterline ab und begab sich nach Glasgow zu seinem Vater. Bei der Abreise verfolgte ihn die Königin noch immer mit ihrem gewohnten Hasse. All sein Silbergeschirr, dessen er sich von seiner Verheyrathung an bis jetzt bedient hatte, nahm sie ihm auf einmal weg und setzte an dessen Stelle Zinn. Allein wenn dies auch ihre Verachtung gegen ihn bewies, so gab das Folgende doch die augenscheinlichsten Proben der beleidigendsten Grausamkeit und des unversöhnlichsten Hasses. Ehe er noch eine Meile von Sterline aus zurückgelegt hatte, wurden alle Theile seines Körpers von einem solchen Schmerze ergriffen, daß man leicht sehen konnte, er rühre nicht von einer heftigen Krankheit her, sondern von absichtlichem Verrathe. Die Zeichen dieses Verrathes, gewisse schwarze Blattern, brachen, sobald er

nach Glasgow gekommen war, über seinem ganzen Körper aus, und zwar mit so heftigen Schmerzen in allen Gliedern, daß er sein Leben elendiglich hinschleppte, mit geringer Hoffnung durchzukommen; und doch wollte in dieser ganzen Zeit die Königin nicht zugeben, daß ein Arzt zu ihm gelassen werden sollte.

Nach der Tauffeyerlichkeit verabredete sie mit ihrem Bruder, dem Earl von Murray, daß, wenn er den Earl von Bedford, den Abgesandten der Königin von England, nach St. Andrews geleiten würde, er auch Bothwell ersuchen solle, ihm Gesellschaft zu leisten. Dieser versprach es auch zu thun; indessen dachten sowohl er als die Königin, von welcher diese Vorstellung ausgegangen war, an nichts weniger, als daran, wie es der Erfolg bewies. Denn sobald sich der König nach Glasgow begeben hatte und die Andern nach St. Andrews abgegangen waren, ging sie mit ihrem Bothwell nach Drumen und von da nach Tylebarn. In diesen Schlössern brachten sie ohngefähr acht Tage zu, indem sie in jeder Ecke auf das Vertraulichste zusammen staken, so daß Alle, außer denen, welche selbst alle Schaam von sich geworfen hatten, über

ihre Verachtung oder Geringschätzung des öffentlichen Rufs sich höchlich ärgerten; denn man sahe nur zu deutlich, daß sie nicht einmal ihre Schändlichkeiten mit einem Schleyer zu bedecken suchten.

Ohngefähr zu Anfange des Januar kehrten sie nach Sterline zurück, und nun begann sie das Haus nicht gut zu finden, wo ihr Sohn erzogen wurde, weil es unbequem sey, an einem kalten und feuchten Platze stehe, so daß das Kind sich leicht Rheumatismen zuziehen könnte. Allein man wird leicht sehen, daß sie zu dieser Aenderung einen ganz andern Grund hatte, denn alle die Fehler, die sie angab, fanden sich gar nicht an dem ersten Hause, sondern mehr in dem, wohin das Kind nunmehro gebracht wurde, denn dieses lag wirklich sehr niedrig und in einem wahren Sumpfe. Als das Kind kaum sechs Monate alt war, wurde es in der Mitte eines strengen Winters nach Edinburg gebracht. Hier nun, weil der erste Versuch mißlang und die Gewalt des Giftes von der Kraft der Natur besiegt ward, spann sie, damit doch endlich das zu Stande kommen möchte, woran sie so lange gearbeitet hatte, neue Pläne zur Ermordung des Königs.

Sie ging selbst nach Glasgow, unter dem Vor-

wande, den König noch am Leben zu sehen, dessen Tod den ganzen Monat zuvor das einzige Ziel ihrer Wünsche gewesen war. Allein was der eigentliche Zweck ihrer Reise war, läßt sich leicht aus ihren Briefen an Bothwell ersehen. Da sie nun der Sorge für ihren Sohn überhoben war, den sie doch ganz unter ihrer Aufsicht behielt, und mit der Ermordung ihres Gemahls umging, so ging sie nach Glasgow, begleitet von den Hamiltons und andern natürlichen Feinden des Königs.

Bothwell setzte (so wie es zwischen ihnen schon zuvor ausgemacht worden war) Alles in Bereitschaft, was nothwendig schien, um die abscheuliche That auszuführen. Zuerst wurde ein Haus ausgesucht, keinesweges bequem für einen Kranken und ganz unpassend für einen König, denn es war höchst verfallen und hatte mehrere Jahre zuvor gänzlich leer gestanden, ohne daß auch nur zuweilen Jemand darinnen wohnte. Es stand auf einem kleinen, sehr beschränkten Platze zwischen den alten verfallenen Mauern von zwey Kirchen, nahe bey einigen Armenhäusern für Bettler. Und damit es nicht an Mitteln fehlen möchte, die unglückliche That recht bequem zu verüben, befand sich in der Stadtmauer

dicht bey dem Hause eine Hinterthür, wodurch man sehr leicht in's freye Feld kommen konnte. Indem sie diese Stelle ausgesucht hatte, mußte sie die Meynung zu verbreiten suchen, daß sie die gesunde Beschaffenheit derselben vorzüglich im Auge gehabt habe. Und um den Verdacht zu vermeiden, daß dies denn doch nur ein erdichteter Vorwand sey, schlief sie selbst die beyden Nächte vor dem Tage des Mordes in einem Gemache unter dem des Königs. Und so wie sie den Anschein jedes Verdachtes sorgfältig von sich abzuleiten suchte, so hatte sie auch die Vollziehung des Mordes Andern übertragen.

Ohngefähr drey Tage vorher, ehe der König ermordet wurde, kam sie auf den Einfall, ihren Bruder Robert und ihn tödtlich zu entzweyen, indem sie berechnete, daß, wer auch von Beyden bey dem Strauße umkäme, dies doch immer ein Gewinn für sie sey. Um eine Veranlassung des Zwistes herbeyzuführen, wiederholte sie die Rede, welche der König gegen sie in Beziehung auf ihren Bruder sich erlaubt hatte. Und als Beyde im Gespräch heftiger wurden, da der Eine den Andern der Lügen zu beschuldigen schien, kam es endlich bey ihnen von Worten zu Thätlichkeiten. Aber indeß Beyde

die Hände an ihre Waffen legten, rief die Königin, sich stellend, als ob sie dasjenige außerordentlich fürchtete, was sie so ernstlich und sehnlich wünschte, den Earl von Murray, ihren andern Bruder, zu dem Streite, in der Absicht, daß sie ihn in Gefahr setzen wollte, selbst getödtet zu werden, oder die Schuld des Unglücks, welches sich ereignen könnte, tragen zu müssen. Als aber die Sachen auf diese Art nicht gingen, wie sie es wünschte, so fiel sie auf eine neue List, den Verdacht von sich abzuwälzen.

Indeß der Earl von Murray sich freywillig vom Hofe entfernt hielt und dazu auch einen guten Entschuldigungsgrund hatte, weil sein Weib der Entbindung nahe und überdies noch sehr unwohl war, war zu gleicher Zeit ein Gesandter von dem Herzog von Savoyen erschienen. Das benutzte die Königin als einen passenden Vorwand, nach ihrem Bruder zu schicken; allein die wahre Ursache, warum sie nach ihm schickte, war, daß sie wünschte, den Verdacht der Ermordung des Königs auf ihn zu werfen, so wie auf den Earl von Morton, dadurch aber das Verderben Beyder mit einem Male herbeyzuführen, da Beyde Männer waren, die keine

Gefahr scheuten und gleichermaßen ihrem Plane abgeneigt sich bewiesen, der darauf hinauslief, eine despotische oder tyrannische Regierung zu begründen; allein Gottes Gnade, welche den Earl von Murray schon oft aus mancher Verrätherey seiner Feinde errettet hatte, leistete ihm auch jetzt offenbaren Beystand, denn am Sonntage, den neunten Februar, als er eben in die Kirche ging, um eine Predigt zu hören, wurde ihm ein Brief gebracht, daß sein Weib vor der Zeit entbunden worden sey und sich in der größten Lebensgefahr befinde. Als er, über diese unerwartete Nachricht ganz außer sich, von der Königin sich Urlaub zur Reise erbat, antwortete sie ihm, daß, wenn die Sachen so ständen, er gar nicht zu reisen brauche, weil er doch nicht im Stande sey, ihr in ihrer Krankheit Beystand zu leisten. Da er aber nur desto dringender wurde, bat sie ihn, er möchte doch nur wenigstens noch eine Nacht verweilen und den folgenden Tag erst die Reise zu seiner Frau antreten. Allein Gottes Gnade errettete, wie bey vielen andern Gelegenheiten, so auch jetzt, den unschuldigen Mann aus der augenscheinlichsten Gefahr und entzog ihn der Veranlassung einer in Zukunft gegen ihn zu richtenden

Verleumdung. Ob sich aber gleich kein hinreichender Grund zum Verdachte fand, blieb er doch nicht ganz frey von den Versuchen der Verleumdung; denn Huntley und Bothwell, ob sie gleich keine gerechte Beschuldigung gegen ihn finden konnten, bestrebten sich doch, durch Schmähschriften, welche sie im Auslande verbreiteten, ihn mit den schimpflichsten Flecken dieser schändlichen That zu beschmutzen. Und da der Mord sogleich nach Mitternacht begangen worden war, hatten sie schon vor Tagesanbruch (durch besonders dazu bestellte Boten) Gerüchte nach England bringen lassen, daß die Earls von Murray und Morton eigentlich Urheber des Mordes wären. Aber dieses Gerücht verschwand plötzlich, wie alle Unwahrheiten verschwinden müssen, sobald das Licht der Wahrheit einmal durchgebrochen war.

Als denn endlich Alles zur Vollziehung der schrecklichen That bereitet war und man auch dafür gesorgt hatte, die Schuld von den Thätern abzuleiten, beschlossen die Theilhaber der Verschwörung, mit Eil zu Werke zu gehen, weil sie fürchteten, es könnte bey dem Verzuge irgend etwas ihrem Plane Hindernisse entgegensetzen oder denselben verrathen. Des Scheines wegen ging daher die Königin nach

dem Abendessen in die Wohnung des Königs. Da sie entschlossen war, ihm hier alle mögliche Zeichen der Aussöhnung zu geben, brachte sie mehrere Stunden in seiner Gesellschaft zu, mit einem so vertraulichen Benehmen und Ansehen, wie sie in sechs oder sieben Monaten zuvor nicht gezeigt hatte. Als Paris eintrat, brach sie ihre Unterredung ab und schickte sich an, wegzugehen. Dieser Paris aber war ein junger, aus Frankreich gebürtiger Mensch, der einige Zeit in dem Hause von Bothwell und Seton und späterhin bey der Königin gelebt hatte. Indeß die andern Schlüssel zu dieser Wohnung sich im Gewahrsam der Diener des Königs befanden, hatte Paris, unter einem unbedeutenden Vorwande, die Schlüssel zu dem hintern Ausgange und dem heimlichen Pförtchen, welche Bothwell zurückbehalten, in Verwahrung. Er genoß des besondern Vertrauens von Bothwell und der Königin in Beziehung auf ihre geheimen Angelegenheiten. Sein Eintreten war verabredetermaßen das Zeichen oder die Parole, daß Alles zur Ausführung der That bereit sey. Sobald ihn also die Königin erblickte, stand sie augenblicklich auf, und indem sie einen andern Grund ihres Weggehens erdichtete, sagte sie: Ach!

ich habe doch den Sebastian heute sehr gekränkt, daß ich nicht in Maske auf seiner Hochzeit erschienen bin. Dieser Sebastian aber war ein Mann aus Auvergne, der bei der Königin wegen seiner musikalischen Geschicklichkeit und seiner lustigen Einfälle in großer Gunst stand und sich an diesem Tage eben vermählt hatte. Der König mußte also an einem ganz einsamen Orte ganz allein bleiben, denn die Königin entfernte sich in Begleitung der Earls von Argyle, Huntley und Cassilis, welche ihr Gefolge ausmachten. Nachdem sie nach Mitternacht auf ihr Zimmer zurückgekehrt war, befand sie sich in einem langen Gespräche mit Bothwell, und es war Niemand weiter zugegen, als der Capitain ihrer Wache. Nachdem auch dieser sich entfernt hatte, blieb Bothwell allein, ohne irgend eine andere Gesellschaft, und kurz darauf zog er sich in sein eigenes Schlafgemach zurück. Er wechselte hier seinen Anzug, weil er von denen, die ihm zufällig begegnen möchten, nicht erkannt zu werden wünschte. Er legte daher einen weiten Oberrock an, ungefähr wie die Swartrytters zu tragen pflegen; so ging er durch die Wache hindurch, um sein verrätherisches Unternehmen auszuführen. Die ganze Anordnung

der Ausführung kann man leicht aus den Geständnissen deren ersehen, welche deshalb den Tod erleiden mußten.

Nachdem die That geschehen war, weshalb Bothwell ausging, kehrte er zurück und legte sich zu Bett, als wenn er gar nichts von dem gewußt hätte, was er begangen hatte. Bewundernswürdig aber ist es, wie fein die Königin, ihren Gedanken nach, unterdessen in der größten Erwartung des Erfolgs ihre Rolle spielte; denn sie wurde nicht einmal aufgeregt bey dem Getöse des Einsturzes des Hauses, das doch die ganze Stadt erschütterte, eben so wenig bey dem furchtbaren Geschrey, das darauf folgte, und dem verwirrten Rufen und Schreyen des Volkes, (denn ich glaube, es konnte nichts Neues vorgehen, das von ihr unbeachtet blieb,) bis endlich Bothwell, sich selbst erschrocken stellend, aus dem Bette sprang und in Begleitung der Earls von Argyle, Huntley und Athole, nebst den Frauen der Earls von Athole und von Murray und dem Secretair sich zu ihr begab. Indeß nun hier der ungeheure Vorfall besprochen wurde und sich Jedermann darüber wunderte, daß des Königs Wohnung von Grund aus in die Luft gesprengt und er selbst

ermordet worden, behauptete die Königin allein bey diesem allgemeinen Erstaunen und verwirrten Schrekken unter allen Arten der Menschen ihren heroischen Muth, dergestalt, daß sie sich gar nicht zu niedrigen Klagen oder Thränen herabließ, ungeziemend dem königlichen Namen und Stande, so daß sie an Festigkeit mit jeder Frau aus frühern Zeiten wetteifern konnte, ja dieselben fast übertraf. Derselbe edle Muth war auch die Ursache, daß sie den größten Theil derer, die eben um sie waren, aussandte, um zu erforschen, wie die Sache zugegangen sey, daß sie den wachhaltenden Soldaten befahl, jenen zu folgen, und sich selbst zur Ruhe legte mit einem, dem Anscheine nach, so ruhigen Gemüthe, daß sie bis zum Mittag des nächsten Tages schlief. Allein damit es denn doch nicht scheine, als verläugne sie alle natürlichen Gefühle bei dem Tode ihres Gemahls, verschloß sie sich nach und nach auf ihrem Zimmer und befahl, man solle Trauer, doch auf nicht lange Zeit, anlegen.

Das gemeine Volk, welches nicht recht wußte, ob sie lache oder weine, wurde von allerley Gedanken hin und her getrieben, denn es was gefährlich, die Verstellung des Hofes nachzuahmen, weil man

entweder darüber zu spotten schien, da man sie kannte, oder weil man sich doch auch nicht geschickt genug so zu verstellen wußte, als kenne man sie gar nicht. Indeß Einige auf diese, Andere auf jene Art sich äußerten, wurde gar nicht daran gedacht, eine Untersuchung des Vorganges der Ermordung anzustellen. Endlich am Nachmittage des folgenden Tages, als Schaam und Furcht sie dazu zwangen, kam Bothwell, der Hauptvollstrecker der schändlichen That, nebst einigen Andern, welche um das Geheimniß wußten, bey dem Earl von Argyle zusammen, denn dieser besaß durch Erbrecht die Stelle eines Richters über Verbrechen, auf welche die Todesstrafe gesetzt war. Zuerst begannen sie, gleich als wüßten sie ganz und gar nichts von Allem, was vorgegangen sey, sich zu wundern über das Außerordentliche des Ereignisses, dergleichen nie erhört worden und das völlig unglaublich scheine. Dann wurden sie ein wenig ernster besorgt, die Untersuchung einzuleiten, weshalb sie zu einigen armen, dummen Weibern schickten, welche in der Gegend dort umher wohnten. Diese armen Seelen wußten nicht, ob es besser für sie sey, Alles zu erzählen, oder auf ihre Ruhe zu denken. Ob sie sich nun

gleich in ihren Aeußerungen sehr mäßigten, so wurden sie doch, da sie Etwas mehr ausgeplaudert hatten, als die Richter erwarteten, als Thörinnen entlassen, welche unbedachtsam geschwatzt hätten. Ihre Zeugnisse waren, ob sie gleich einige Personen ziemlich stark berührten, doch im Ganzen von der Art, daß sie leicht bey Seite gelegt werden konnten.

Hierauf wurden diejenigen Diener von der königlichen Haushaltung citirt und befragt, welche bey dem schrecklichen Vorfalle nicht umgekommen waren. Diese läugneten, daß sie die Schlüssel in Verwahrung gehabt hätten. Als man sie aber fragte, wer sie denn sonst hätte, sagten sie: die Königin. So wurde die Untersuchung dem Anscheine nach aufgeschoben, in der That aber gänzlich unterdrückt, aus Furcht, es möchten, wenn man weiter damit fortschreiten wollte, die Geheimnisse des Hofs aufgedeckt werden. Allein damit es doch nicht schiene, als hätte man die Sache ganz aufgegeben, erschien eine Proclamation, welche demjenigen Belohnungen zusicherte, der darüber Auskunft zu geben vermöchte. Allein wer hätte es wagen dürfen, die Königin anzuklagen? oder (was gewissermaßen noch gefährlicher war) wer hätte den Bothwell als Urheber eines so

schrecklichen Vorfalls angeben dürfen, besonders da er selbst Anstifter, Richter und Untersuchungsführer in einer Person war? Indessen konnte diese Furcht, welche jedem Einzelnen den Mund stopfte, doch die Menge im Ganzen keineswegs im Zaume halten. Denn sowohl durch Bücher, als durch Gemälde und durch lautes Rufen bey dunkler Nacht wurde so viel bewirkt, daß die Thäter dieser entsetzlichen Handlung leicht vermuthen konnten, ihre Geheimnisse wären bereits bekannt geworden. Und als nun Jedermann außer allem Zweifel war, wer den Mord vollbracht und denselben befördert habe, so enthüllte der heimliche Groll des Volkes (den man zügeln wollte) die Namen derselben um so lauter und öffentlicher, je mehr jene sich bestrebten, sie geheim zu halten.

Ob sie sich gleich stellten, als ob sie sich aus dem Allen nichts machten, so empfanden sie doch innerlich über dergleichen Gerüchte einen solchen Aerger, daß sie denselben gar nicht mehr zu verhehlen im Stande waren. Sie unterbrachen daher ihre Forschungen nach der Beschaffenheit des Todes des Königs dadurch, daß sie eine neue ernstlichere anstellten gegen die Urheber der Schriften, welche, wie sie sagten, Verleumdungen gegen Bothwell enthiel-

ten. Diese Nachforschungen wurden mit solcher Strenge vollzogen, daß man dabey weder Geld, noch die Kräfte von Menschen und Pferden sparte. Alle Maler wurden zusammenberufen, alle, welche ihren Unterhalt durch Schreiben verdienten, versammelt, um über die Gemälde und Bücher, die ins Publicum gekommen waren, ihr Urtheil abzugeben. Und hatte ein Maler nicht von freyen Stücken eingestanden, daß er es sey, über dessen Werk man dꝛe Untersuchung verhangen habe, so mußte ein anderer, der keine Schuld deshalb hatte, sondern den nur ein leichter Verdacht traf, dafür büßen. Es wurde eine Proclamation nach Art der Inquisition bekannt gemacht, nach welcher Jedermann mit der Todesstrafe bedroht wurde, der nicht nur Etwas dergleichen in's Publicum gebracht, sondern blos gelesen hatte, wenn es von Andern bekannt gemacht worden war. Allein diejenigen Personen, welche durch Androhung der Todesstrafe dem Gerede des Volks Einhalt zu thun suchten, waren noch nicht befriedigt durch die grausame Ermordung des Königs selbst, sondern hörten auch nicht auf, mit ihrem Hasse den Todten selbst zu verfolgen. Alles, was er besessen hatte, seine Waffen, Pferde,

Kleidung und alles Hausgeräthe vertheilte die Königin theils unter die, die ihn erschlagen hatten, theils unter einige von seines Vaters tödtlichen Feinden, gleich als wären jene Dinge ihr durch ein Urtheil nach einem Verbrechen verfallen, und die Pächter seines Vaters drückte sie, als wären sie ebenfalls ein Theil unsrer eroberten Beute, dergestalt, daß sie sie fast an den Bettelstab brachte.

Allein das war denn doch ein seltener Beweis von Grausamkeit, dergleichen nie erhört worden, daß sie, so wie sie ihre Neigung durch Ermordung ihres Gemahls vergnügt hatte, sie nun auch ihre Augen an dem Anblicke des Leichnams des Erschlagenen weiden mußte; denn sie betrachtete lange nicht nur ohne allen Schmerz, sondern mit zufriedenen Blicken seinen todten Körper, den hübschesten Körper eines Mannes, der zu jener Zeit lebte. Dann ließ sie ihn plötzlich ohne alle weitere Ehrenbezeugungen zur Nachtzeit durch ganz gewöhnliche Leichenbestatter, auf einer gemeinen Todtenbahre neben David Rizzio beerdigen. Als alle diese Dinge auswärts bekannt wurden und der Unwille des Volks über die Androhung von Strafen siegte, auch der Kummer und die Betrübniß die Furcht überwältigte,

so fing sie allmälig an, ihr Gesicht in Falten zu legen und durch eine affektirte Trauer die Herzen des grollenden, heimlich aufgebrachten Volkes zu versöhnen. Denn da die alte Sitte den Königinnen befahl, nach dem Tode ihrer Gemahle in einem Zeitraume von vierzig Tagen nicht nur sich aller männlichen Gesellschaft zu entziehen, sondern nicht einmal an die freye Luft zu gehen, so versuchte sie auch eine verstellte Art der Trauer. Allein die Freude ihres Herzens bemeisterte dergestalt den verstellten Gram, daß sie zwar die Thüre verschloß, aber die Fenster aufmachte, und nach vier Tagen schon warf sie den Wittwenschleyer weg und begann von neuem die Sonne und den Himmel zu schauen. Allein mit diesem einen Puncte ging es ihr doch nicht nach Wunsche. Denn als Heinrich Killgree als Gesandter der Königin von England erschien, um sie zu trösten, wollte es der seltsame Zufall, daß ihr dieser Mann das Spiel verderben und all ihrer Verstellung die Larve abreißen mußte. Denn als er auf Befehl der Königin am Hofe erschien, so kam er doch, ob er gleich ein alter Hofmann war und dabei sehr discret, auch nichts zu übereilen pflegte, zu so ungelegener Zeit, d. h. ehe die

Schaubühne gehörig eingerichtet war, daß er die Fenster offen, die Lichter noch nicht angezündet und keine Anstalt zu dem Spiele in bestimmter Ordnung fand. Als von den vierzig, zur Trauer eigentlich vorgeschriebenen Tagen kaum zwölf ganz verflossen waren und die Verstellung sie doch nicht so recht kleidete, ob sie sich gleich ein wenig schämte, ihre wahren Neigungen an den Tag zu legen, faßte sie sich endlich ein Herz, und mit Hintansetzung aller solcher Kleinigkeiten, trat sie wieder in ihre wahre Natur zurück und zeigte sich offen und unverstellt, wie sie eigentlich beschaffen war.

Sie nahm nun ihren Sitz in Seton's Hause, und zwar mit einer nur kleinen, aber nicht eben düstern oder traurigen Gesellschaft. Bothwell wurde hier, ob es gleich schien, als müßte er wegen der hohen Gunst, in der er am Hofe stand, und wegen seiner edlen Abkunft und aus andern ehrenvollen Rücksichten nächst der Königin am ausgezeichnetsten aufgenommen werden, doch in einem Zimmer dicht bey der Küche untergebracht. Indessen war der Ort keineswegs so ganz ungeschickt, ihren Gram zu mildern; denn dieses Gemach befand sich gerade unter dem Zimmer der Königin, und wenn ihr

Herz von einer schweren Wolke des Kummers wieder umdüstert werden sollte, so war doch eine Treppe, wenn auch an sich ein wenig enge, breit genug, damit Bothwell zu ihrem Troste bequem hinaufsteigen konnte.

Unterdessen hatte sich das Gerücht davon nach Frankreich verbreitet und es erschien plötzlich, aber ihnen sehr zur ungelegenen Zeit, ein Herr von Croix, der oft schon zuvor Gesandter in Schottland gewesen war. Auf seinen Rath kehrte die Königin nach Edinburg zurück und verließ diese Höhle, welche selbst bis nach Frankreich berüchtigt worden war. Allein in Seton's Haus befanden sich so viel ganz ihren Absichten entsprechende Bequemlichkeiten, daß sie, so sehr auch ihr guter Name darunter leiden mochte, doch durchaus wieder dorthin zurück mußte. Hier wurden nun Rathsversammlungen über die großen Angelegenheiten des Reichs gehalten; das Ende der Besprechungen aber war, daß Bothwell des Mordes angeklagt, aber durch dazu bestellte und gezwungene Richter losgesprochen werden sollte. Es wurde beschlossen, daß der geringere Theil der Richter durch Gunstbezeigungen und schöne Versprechungen verleitet, die andern bedeutendern und wich-

tigern aber (welche denn doch des Scheines wegen mit dazu genommen werden mußten) durch Furcht genöthigt werden sollten, den Angeklagten loszusprechen. Denn außer mehreren auch im Auslande verbreiteten Schmähschriften trat der Vater des Königs, der Earl von Lennox, öffentlich auf und klagte Bothwell als den Haupturheber des Mordes an.

Die Versammlung der Staaten im Parlamente war vor der Thür; sie sollte den dreyzehnten April gehalten werden, und vor diesem Tage mußte die Angelegenheit der Anklage beendigt seyn. Diese große Eil war die Ursache, warum bey diesem Prozesse und Verfahren nichts in der gesetzlichen Form, nichts in der Ordnung, nichts in Gemäßheit der alten Gebräuche geschah. Es hätten Statt finden sollen öffentliche Aufforderungen der Ankläger, der Verwandten, des Weibes, des Vaters, des Sohnes, um entweder selbst gegenwärtig zu seyn, oder ihre Stellvertreter zu senden. Das Gesetz gab ihnen ebenfalls eine Zeit von vierzig Tagen. Allein hier wurde der Vater aufgefordert, binnen dreyzehn Tagen zu erscheinen, und das ohne Versammlung seiner Freunde, blos in Begleitung seines eigenen Hausstandes, der wegen seiner großen Armuth auf

sehr wenig Personen herabgesetzt worden war; indeß Bothwell täglich eine große Menge von Menschen in der Umgebung der Stadt musterte. Und weil er in der That glaubte, daß bey einer so bestimmten Gefahr es Niemand wagen würde, sein Ankläger zu werden, wurde er so nachlässig und verachtete alles Gesetz und gerichtliche Verfahren dergestalt, daß die Aufforderung und Ladung eines Mordes gedachte, der den 9. Febr. Statt gehabt haben sollte, da doch der König eigentlich den 10. war umgebracht worden. Bey der Auswahl und Zurückweisung der Richter wurde mit derselben Strenge verfahren, denn die Mörder wählten die Richter selbst, und es war Niemand da, der gegen sie Einwendungen gemacht hätte. Der Earl von Carlisle wollte lieber, wie es die Sitte erheischt, eine Geldbuße entrichten, als Richter in dieser Sache seyn. Er zauderte einige Zeit und wollte auf alle Anforderungen und Drohungen der Königin nicht erscheinen, ob sie ihm gleich zum Beweis, daß es ihr mit ihren Bitten und Drohungen ein Ernst sey, ihren Ring sandte. Endlich aber ließ er sich durch Furcht vor Verbannung und andern Strafen bewegen, nachzugeben. Die Richter hielten ihre Sitzungen, nicht

gewählt, zu richten, sondern heimlich bestochen, um loszusprechen. Die Sache wurde verhandelt ohne Gegner, bey einem Prozesse auf Leben und Tod gab es keinen ordentlichen Ankläger, sondern einen, den die angeklagte Parthey bestochen hatte. So mußte Jedermann den Prozeß gar nicht für eine ordentliche gerichtliche Verhandlung, sondern für eine Art von Zwischenspiel auf der Bühne halten.

Bey all dieser Furchtlosigkeit vor allen Dingen bitte ich euch, zu beachten, welche Gewalt das Zeugniß des Gewissens hat. Plötzlich und ganz unversehens nehmlich erhob sich ein junger Mann aus dem Hause des Earl von Lennox, in dem die Achtung gegen die Pflicht die Furcht vor der Gefahr besiegte. Dieser junge Mann gab eine offene Protestation von sich, daß diese Gerichtsversammlung nicht den Gesetzen gemäß sey, weil in ihren Verhandlungen Nichts, wie die Gesetze und die Ordnung es forderten, geschehen wäre. Bey diesen Aeußerungen wurden alle Richter so von Furcht ergriffen, daß sie nach und nach alle einstimmig eine Protestation mit proviso ergehen ließen: daß es ihnen nicht in Zukunft nachtheilig werden sollte, daß sie einen Gefangenen losgesprochen hätten, der von

Niemandem angeklagt worden sey, und daß sie ihn von einem Morde losgesprochen hätten, der dem Angeben nach den 9ten Februar begangen worden, da der König erst den 10ten erschlagen worden sey. Das ist denn also jener edle Prozeß und jenes schöne Urtheil, wodurch Bothwell keineswegs von dem Verbrechen gereinigt, sondern gleichsam mit Schuh-macher-Seife gewaschen wurde, damit er recht stattlich um die Königin freyen könnte und zu ihrer größern Schande ihr Gemahl würde, als wie er zuvor ein Ehebrecher war. Um aber dieser schönen Losssprechung die höchste Vollendung und Verstärkung zu geben, wurde eine Schrift an dem bekanntesten Orte des Hofes angeheftet, des Inhalts, daß, obgleich Bothwell durch eine rechtliche Untersuchung und Urtheil gesetzlich von dem Verdachte des Mordes befreyt worden, dessen man ihn fälschlich beschuldigt habe, er doch zu Erhärtung seiner Unschuld in den Augen der ganzen Welt bereit sey, den Zweykampf zu wagen mit Jedem von gutem Rufe, der ein geborner Edelmann sey und der ihn der Ermordung des Königs bezüchtige.

Den Tag darauf fand man einen Zettel an einem öffentlichen Orte angeheftet, worinnen Jemand

die Ausforderung annahm und begehrte, es möchte ein Ort bestimmt werden zu dem Zweykampfe, wo der Kämpfer ohne Furcht seinen Namen entdecken könnte.

Indeß nun die Dinge und die Menschen in solcher Aufregung sich befanden, versammelte sich das Parlament. Nachdem sie acht Tage lang beysammen gewesen waren, hatten sie nichts weiter gethan, als über die Aufhebung eines Urtheils sich besprochen, wodurch der Vater des Earls Huntley des Hochverraths war angeklagt worden, so wie darüber, ob der Sohn in die Ehrenstellen und Besitzungen seines Vaters wieder einzusetzen sey; dann hatte man noch Einiges und das Andere vorgenommen, um dem Volke etwas Angenehmes zu erweisen, besonders in Beziehung auf die Kirche; namentlich beschloß man, gewisse Gesetze der päpstlichen Tyranney zurückzuweisen, wodurch Denjenigen bestimmte Strafen angedrohet wurden, welche gegen die Aussprüche des päpstlichen Stuhles murren sollten.

Obgleich alle diese Dinge von dem Volke mit Beyfall aufgenommen wurden, so blieb doch Etwas zurück, was die Königin sehr quälte und das Volk

beleidigte, und das war ihr Umgang mit Bothwell, der zwar nicht so öffentlich war, wie sie es wohl gewünscht hätte, aber auch nicht so geheim, daß ihn das Volk nicht hätte bemerken sollen, denn Aller Augen waren auf sie gerichtet. Denn weil Bothwell schon eine Frau hatte und die Einleitung der Scheidung eine lange Verzögerung veranlassen mußte, unter der Zeit aber die Königin weder öffentlich den Wunsch aussprechen konnte, ihn zu besitzen, noch sich seiner im Geheim ruhig zu erfreuen vermochte, aber auf keine Weise doch ohne ihn leben konnte, so mußte eine List, freilich keine löbliche, ausgedacht werden, und da sie auf keine bessere kommen konnten, dünkte es ihnen ein bewundernswerther Einfall, daß Bothwell die Königin mit Gewalt entführen sollte, wodurch denn doch ihre Ehre ungekränkt bliebe. Wenige Tage nachher bemächtigte sich also Bothwell der Königin, als sie eben von Sterline zurückkehrte, unterwegs mit Gewalt und führte sie nach Dunbar. Ob das mit oder ohne ihren Willen geschehen sey, kann Jedermann leicht aus ihren Briefen ersehen, welche sie an ihn schrieb, als sie sich auf der Reise befand. Wie dem aber auch seyn mochte, damit das Unrecht der Ent-

führung ausgelöscht würde durch eine anscheinend rechtliche Ehe, nöthigte man Bothwells Gattin, daß sie in zwey Gerichtssitzungen eine Ehescheidungsklage gegen ihren Gemahl anhängig machen mußte.

Vor den delegirten Richtern, denen die Macht der Königin in solchen Fällen die Jurisdiction gegeben hatte, klagte die Gattin daher ihren Gatten des Ehebruchs an, was denn bey ihnen auch ein gerechter Grund der Scheidung war. Vor den päpstlichen Richtern, die eigentlich gesetzlich verboten waren, allein durch die besondere Dispensation des Bischofs von St. Andrews zur Untersuchung dieser Sache zugelassen worden, wurde Bothwell angeklagt, daß er vor seiner Vermählung mit seinem Weibe unerlaubten Umgang mit seines Weibes nächster Verwandtin gepflogen habe. Die päpstliche Bulle, wodurch auch darüber Dispens ertheilt worden, hielt man sorgfältig verborgen. Die Scheidung wurde daher ohne Zögerung weder von Seiten der Zeugen noch der Richter in Gang gebracht und innerhalb eines Zeitraums von zehn Tagen wurde Alles, was der Gang des Prozesses erforderte, vor beyden Richterstühlen vollendet und auch das Urtheil gesprochen. Als die Sentenz der Scheidung erfolgt und nach

Dunbar gesandt worden war, versammelte Bothwell von allen Enden her seine Freunde, seine Diener und Angehörigen, um die Königin nach Edinburg zu führen, die es denn auch auf sich nehmen mußte, für jetzt eine Gefangene zu seyn.

Als nun aber das Gefolge beysammen war, die Meisten darunter bewaffnet, und sie nun so die Königin geleiteten, ergriff Viele von ihnen plötzlich die Furcht, daß man sie in Zukunft deswegen verklagen möchte, daß sie die Königin als Gefangene behandelt hätten, und könnte man auch keinen andern Beweis dafür auffinden, so würde schon der einzige Umstand hinlänglich gegen sie zeugen, daß sie in Friedenszeiten bewaffnet gewesen. Indem sie von dieser Bedenklichkeit gequält wurden, warfen sie sämmtlich mitten auf ihrem Zuge die Lanzen weg und brachten sie so, wenigstens dem Scheine nach, in einem friedlichen Zuge auf das Schloß zu Edinburg, welches sich damals ebenfalls unter Bothwells Befehlen befand. Hier verweilte sie nun mit Bothwell, so lange die Aufgebote bekannt gemacht wurden. Dann aber kam sie aus dem Schlosse in die Stadt herab und erklärte in voller Versammlung der Richter, daß sie sich im Genusse ihrer völligen Frey-

heit befinde. So brachte sie endlich binnen acht Tagen diese uneheliche Ehe zu Stande, welche alle gute Menschen so sehr verabscheuten und deren unglückliches Ende sie mit geheimen Unwillen voraussahen. Selbst der Herr von Croix, der französische Abgesandte, ein Mann, der als ein Glied des Hauses Guise der Königin sehr ergeben war und sich in der Nähe aufhielt, konnte, ob man ihn gleich auf das Dringendste ersuchte, nicht dahin gebracht werden, dem Feste beyzuwohnen, weil er es mit seiner Ehre für unverträglich hielt.

Alle diese Dinge fielen vor in der Zeit um den 25sten May im Jahre unsers Herrn 1567. Den 25sten Juny darauf erschien die Königin, nachdem entweder Bothwell, von seinem schuldbewußten Gewissen gequält, den Muth verloren hatte, oder von der Königin fortgeschickt worden war, vor den Lords des Reichs, welche nun ernstlich darauf drangen, daß der öffentliche Königsmörder zur verdienten Strafe gezogen werden sollte. Was sich seitdem aber ereignet hat, gehört nicht zu der gegenwärtigen Materie. Und obgleich meine Rede vielleicht länger geworden ist, als Ihr erwartet habt, bemerke ich doch recht wohl, daß ich, da ich mit meiner Erzäh-

lung zu Ende eilte, Manches übergangen, Manches aber auch, der Eile wegen, nur ganz leicht berührt habe. Nichts aber habe ich, der Abscheulichkeit der That gemäß, in vollem Lichte dargestellt.

Wenn man aber sieht, daß diese Dinge durch Schriften und Zeugnisse lebender Menschen so erweislich und dem Gedächtnisse aller Leute so fest eingeprägt sind, daß selbst diejenigen, die sie am liebsten verhehlen möchten, sie nicht abzuläugnen vermögen, wie kann man da noch seine Zuflucht zur List nehmen wollen, oder was braucht man sich viel Mühe zu geben, Etwas, was so klar und augenscheinlich ist, beweisen oder widerlegen zu wollen? Denn alle Dinge sind hier so klar und deutlich, so genau wechselseitig verbunden, ein Theil unterstützt den andern dergestalt, daß es gar keines fremden Beweises bedarf, und Alles ist hier durch Zeugnisse so erwiesen, daß man keine andern Argumente nöthig hat. Wollte mich Jemand aber, wie dies wohl bey andern Gegenständen gewöhnlich ist, nach den Ursachen einer so schlechten Handlung fragen, so möchte ich ihn meiner Seits fragen: Da

die Zeit, der Ort, die That und der Urheber hinlänglich bekannt ist, zu welchem Zwecke soll man noch nach den Ursachen forschen oder untersuchen, auf welche Art und Weise die That vollbracht wurde? Wenn es so viele Ursachen des Hasses giebt und so viele Anzeigen desselben, welche sich der Kenntniß von selbst darbieten, so daß sie im Stande sind, selbst ungewisse Dinge glaubhaft zu machen, so möchte wohl eine so weit her geholte Erklärung der begangenen That mit Recht als überflüßig erscheinen. Demohngeachtet, da die Unverschämtheit der elenden Verbrecher im Läugnen so groß ist und die Keckheit unverschämter Personen im Lügen so weit geht, so laßt uns versuchen, mit welchen Waffen die Wahrheit im Stande ist, die Unschuld gegen diese schändlichen Ungeheuer zu vertheidigen. Wenn sie denn also die Veranlassung einer so abscheulichen That zu wissen begehren, so antworte ich ihnen: Es war unversöhnlicher Haß! Ich meiner Seits frage sie dann wieder: ob sie läugnen können, daß ein solcher Haß wirklich da war, oder daß dieser Haß so groß war, daß er ohne Blut nicht befriedigt werden konnte? Wenn sie aber läugnen, daß ein solcher Haß da war, dann laßt sie mich doch fragen: Warum denn

sie, ein junges Weib, reich, edel von Geburt und gar eine Königin, den jungen Mann gleichsam von sich in die Verbannung schickte, da er doch sehr hübsch, ihr naher Verwandter, von königlichem Geblüte war und, was das Bedeutendste ist, sie wahrhaft liebte, warum sie ihn so verbannte in der Mitte eines strengen Winters, an Orte, welche weder Ueberfluß hatten an den Nothwendigkeiten des Lebens, noch an Einwohnern, und meistens sehr gefährlich waren, weil es hier von Dieben wimmelte? Warum schickte sie ihn in wüste, rauhe Gebirge, ohne Lebensmittel, augenscheinlichen Gefahren entgegen, und gewissermaßen ohne alle Gesellschaft? Was hätte sie mehr thun können, wenn sie den tödtlichsten Haß gegen ihn genährt hätte und sich seiner durchaus hätte entledigen wollen? Allein ich glaube, sie fürchtete sich davor gar nicht. Und diese Abwesenheit aller Furcht in ihrer Seele halte ich eben für ein Zeichen des allereingewurzeltsten Hasses, besonders da sie den Ort und die Gefahren sehr wohl kannte. Diesen Gemahl also, mit dem sie erst kürzlich sich vermählt hatte gegen den Wunsch ihrer Unterthanen, gegen den Willen ihrer Freunde auf beyden Seiten, ohne den sie erst nicht leben

konnte, den sie kaum aus dem Gesichte lassen mochte, den, sag' ich, gab sie einem ungewissen Tode und den gewissesten Gefahren Preis.

Wollt ihr mich nach den Ursachen dieser Veränderung ihrer eigenen Neigung befragen? Wenn ich nun sage, ich kenne sie nicht? Für meinen Zweck ist es hinreichend, zu beweisen, daß sie ihn haßte. Wie? wenn ich nun wieder frage, warum sie den jungen Mann, den sie nie zuvor gesehen, so außerordentlich liebte? Warum sie ihn so eilig heyrathete und so ohne Maaß ehrte? Aber so sind manche Weiber von Natur, besonders diejenigen, welche die Größe ihres eigenen Glücks nicht ertragen können; sie haben heftige Leidenschaften auf beyden Seiten, sie lieben gränzenlos und hassen ohne Maaß, und auf welche Seite sie sich auch wenden mögen, sie werden nicht durch Besonnenheit und Vernunft geleitet, sondern durch heftige Bewegungen fortgerissen. Ich könnte, außer den Beyspielen aus dem Alterthume, zahllose Beyspiele anführen; aber in Hinsicht ihrer will ich nur ihr selbst glauben.

Erinnert euch nur an denjenigen Theil ihrer Briefe an Bothwell, worinnen sie sich selbst zur Medea macht, d. h. zu einem Weibe, welches we-

der in Liebe noch Haß Maaß halten kann. Ich könnte auch wohl noch andere Ursachen ihres Hasses anführen, ob sie gleich in der That nicht eben vernünftig sind, allein doch solche, welche im Stande sind, ein gewaltthätiges Herz, das sich nicht zu beherrschen im Stande ist, mit sich fortzureißen und zum Aeußersten zu treiben.

Allein hierüber will ich schweigen, und wenn sie es mir nur selbst gestattet, so will ich doch, was sie auch um ihre Unterthanen verdient haben mag, so viel es die Sache erlaubt, ihrer Ehre schonen, ja ich will ihrer mehr schonen, als es mir die Sache gestatten möchte.

Ich übergehe daher ihre andern Ursachen des Hasses und erwiedere blos dies: daß sie ihn haßte und nicht wenig haßte.

Wollt ihr noch einen andern Beweis ihres Hasses? Das zärtliche Weib, das so sehr in ihn verliebt war, erbot sich, da sie ihm die Pflicht einer Frau nicht leisten konnte, ihm die Dienste einer Kupplerin zu leisten; sie erwählte die Gemahlin ihres eigenen Bruders, um sie an ihre Stelle treten zu lassen.

Was soll man für die Ursache dieser plötzlichen

Veränderung halten? Sie, welche kürzlich erst nach jedem kleinen Athem des Verdachts gegen ihren Gemahl ängstlich haschte und, wo sich keine wahren Ursachen finden ließen, solche erfand, die offenbar falsch waren, und die dieses that, nicht als sie ihn liebte, sondern als sie ihn zu hassen begann und indeß sie auf Gelegenheiten ausging, um von ihm geschieden zu werden, — sie, sag' ich, bot ihm aus eigener Bewegung eine Geliebte an, erklärte ihre Zustimmung dazu und versprach Verzeihung.

Was kann man sich als die Ursache davon denken? Wollte sie sich ihrem Gemahl dadurch gefällig machen? Nein! denn sie haßte ihn, und wenn sie ihn auch geliebt hätte, so ist doch ein solches Benehmen bey einem Weibe ganz unglaublich. War der Grund etwa, daß, wenn er sich selbst des Ehebruchs schuldig wüßte, er desto williger sein Weib einem Andern überlassen würde? Nein, er ertrug es mit Gewalt, wider seinen Willen. Wollte man nur eine Ursache zur Scheidung auffinden und ihn so nöthigen, sein Ehebett zu verlassen, um dem Bothwell darinnen Platz zu machen? Allerdings war es das, wonach sie strebte, aber doch nicht das allein, denn in diesem Weibe darf man sich kein

Unheil allein denken. Sie haßte auch das Weib des Earls von Murray und zwar mit einem Hasse, den alle unedle Personen gegen edle hegen. Der große Unterschied ihres Rufes quälte sie und überdies wollte sie auch den Gemahl der guten Lady und den König an einander hetzen und so sich zweyer Unruhen auf einmal entledigen.

So seht ihr, wie viel und wie große Dinge sie erdachte, um mit einer Anstrengung den Feind ihres Buhlen, den Bezähmer ihrer Ausschweifungen und ihren gehaßten Gemahl auf die Seite zu schaffen; sie hoffte, auf einmal Alles von sich zu werfen. Unterdessen schritt sie durch so mancherley Schlechtigkeiten eiligst zu der schlechtesten, ihrer neuen Ehe.

Worauf zweckte denn die eilige, furchtsame Berufung des Earl von Murray um Mitternacht ab? Konnte sie denn nicht warten bis zum Anbruche des Tages? Was war die Veranlassung zu dieser plötzlichen Furcht? Das gute Weib, so Gott will, besorgt um die Eintracht des Adels, ihren Bruder zärtlich liebend, am zärtlichsten aber ihren Gemahl, fürchtete vielleicht, ihr Bruder möchte in der Nacht von dem Könige überfallen werden, den sie doch

selbst der Waffen beraubt hatte. Der Waffen beraubt, sage ich? Ja, sie hatte ihn sogar aller für seinen Stand passenden Gesellschaft beraubt und ihn quälen lassen durch das Gezänk und Keifen eines Weibes, das zu ihrem eigenen Gefolge gehörte, alle Schaam verläugnet und sich der schändlichsten Unkeuschheit ergeben hatte.

Sie fürchtete, der junge Mann möchte, obgleich aller seiner Freunde beraubt, von allen Arten des Elendes umringt, zur Nachtzeit einen Ueberfall wagen. Auf welche Person? Auf der Königin Bruder, einen Mann von großem Rufe und großer Gewalt, der bey allen Staaten in der höchsten Gunst stand. Wo sollte er ihn überfallen? In einem äußerst festen Schlosse, wo, wenn die That geschehen war, ihm kein Weg zur Flucht übrig blieb, auch keine Zuflucht zur Gnade der Königin. Aus welchem Grunde sollte er ihn überfallen? Es war ja keine Leidenschaft zwischen ihnen, als die, welche sie erst ausgesäet hatte. Was meynt ihr, wenn sie nun gerade das am meisten wünschte, was sie sich am meisten zu fürchten stellte; denn in welcher Absicht ließ sie denn ihren Bruder zur Nachtzeit unbewaffnet zu sich kommen? Warum ließ sie ihm

nicht wenigstens den Rath geben, daß er, weil er dicht an des Königs Thüre vorübergehen mußte, doch wenigstens seine Rüstung anlegen möchte? Warum warnte sie ihn nicht vor der Gefahr, oder verschob es bis zum nächsten Morgen, ihn rufen zu lassen? Nein, nein! sie ging mit einem feinern Plane um. Sie hatte erst neuerlich den König fortgeschickt, entflammt, wie sie hoffte, von Haß gegen den Earl von Murray.

Nicht ohne Wahrscheinlichkeit dachte sie, der König würde, erst kürzlich durch Unzufriedenheit gereizt, unüberlegt aus Jugendhitze, ihr leicht glaubend aus übergroßer Liebe, es wagen, seinen vermeintlichen Feind nackend, unbegleitet und unbewaffnet zu tödten. So regte sie den König, der vor Zorn glühte, durch eine Botschaft an, den Mord zu begehen, und kam auf den Einfall, den Earl von Murray ihm nackend, unbegleitet, ungewarnt in den Weg zu führen, damit er plötzlich durch Verrath fallen möchte. Dies war ihre Meynung, dies ihr Wunsch; aber schlechte Rathschläge, wie fein sie auch gesponnen seyn mögen, schlagen nicht immer nach Wunsch aus.

Was bedeutete das, daß sie, nach der Entbin-

dung von ihrem Kinde, wo jedes andere Weib so gern sich durch den liebevollen Umgang mit ihrem Mann erholt und eingesteht, daß es durch den Anblick desselben einige Freude empfindet, zu derselben Zeit ihren Ehemann von sich trieb? Was anders konnte sie damit sagen wollen, als was der Dichter sagt, aus bloßer Liebe so Gott will, verschloß sie ihm die Thüre. Aber dieses zarte Wesen, welches entweder ihrem Gemahl die Thür verschloß, oder, wenn er zu ihr kam, ihn sogleich wieder von sich wies, dessen ganzes Innere sich beim Anblick desselben empörte, die in seiner Gegenwart von plötzlicher Unpäßlichkeit befallen wurde, dieses konnte, wenn es sich mit Seeräubern und Dieben auf einem Schiffe befand, auf dem Hintertheile desselben sich aufhalten und sich's gefallen lassen, schwere Taue zu handhaben. Nun frage ich: wen liebte sie und wen haßte sie? Daß sie den lästigen Unterbrecher ihres Zeitvertreibes zu Alloes entfernte, daß sie ihn abermals, als er zu Edinburg zu ihr kam, zurückwies, deswegen tadle ich sie nicht. Ich will glauben, sie that es nicht aus Haß gegen ihren Gemahl, sondern blos aus Laune. Daß sie ihm zu Jedworth auch nicht gestattete, sich ihr zu nähern, auch das mag

mit dem Andern hingehen — d. i. sie fürchtete wohl nicht ohne Grund, daß ihre Krankheit durch seinen Anblick zunehmen möchte, da sie seinen Tod so ernstlich wünschte. Allein daß sie den ausdrücklichen Befehl gab, es solle ihm Niemand Wohnung geben, es solle ihn Niemand mit Essen und Trinken unterstützen, daß sie ihm gewissermaßen Feuer und Wasser *) verbot, das ist denn doch gewiß ein Zeichen des furchtbarsten Hasses. Allein es schien, als fürchte sie, von ihrem Gemahle angesteckt zu werden, wenn er an irgend einem Orte in ihrer Nähe sich aufhielte.

Daß sie ihn von Cragmillar nach Sterline zurücksandte, darüber mag ich nicht Klage führen; allein daß sie ihn aller seiner Nothwendigkeiten beraubte, daß sie seine Diener von ihm nahm, daß sie seine Ausgaben so außerordentlich beschränkte, daß sie den Adel von ihm abwendig machte, daß sie keinem Fremden ihn zu besuchen erlaubte und so viel sie nur irgend vermochte, selbst bey seinem Leben ihm Himmel, Erde und Luft entzog — das weiß

---

*) Anspielung auf das bekannte: Aqua et igni interdicere, der Alten. Anm. d. Uebers.

ich nicht, wie ich es nennen soll, Unnatürlichkeit, Haß, barbarischen Stolz oder empörende Grausamkeit? Daß sie, als er von Sterline kam, ihm all sein Silbergeschirr nahm, das lasse ich mir gefallen, denn wozu brauchte der Silber, der den Tod augenscheinlich im Busen trug? Allein das bitt' ich euch zu beachten: welchen Unwillen bey allen Menschen es erregen mußte, daß, indeß der König, die arme Seele, ein trauriges Leben in Einsamkeit, Kummer und Armuth führte, der Bothwell, wie ein Affe im Purpur, selbst den Abgesandten fremder Völker dargestellt wurde, er, der selbst das Ehebett ihres Gemahls theilte; und eben so sehr aus Liebe zu ihm als aus Haß gegen ihren Gatten wurde er selbst in's Ausland gebracht, ausgestattet mit allen Arten von Schmuck und Putz, er, der ehebrecherische Buhle, der weder an Geburt, noch an Schönheit, noch an sonst einer edlen Eigenschaft auf irgend eine Art mit ihrem verschmähten Gemahle sich vergleichen ließ. Nun mag man doch noch behaupten, daß dies kein Zeichen von Haß gewesen sey.

Allein wie stark, wie unversöhnlich dieser Haß war, läßt sich schon daraus errathen: Ihr Gemahl, so oft ausgeschlossen, so oft mit Verachtung abge-

wiesen, bis zur äußersten Armuth gebracht, in einen einsamen Winkel verbannt, weit vom Hofe entfernt, weit aus der Gegenwart der Menschen, beraubt seiner Dienerschaft, seines Hausgeräthes, ja gewissermaßen seines nothwendigen täglichen Unterhalts, konnte doch durch keine dieser Kränkungen ganz von ihr zurückgescheucht werden, selbst nicht durch die Todesfurcht, sondern durch Unterwürfigkeit und Geduld versuchte er es, die gewaltthätige Grausamkeit ihres lieblosen Muthes wo nicht zu brechen, doch wenigstens zu mildern. Unterdessen aber, was that denn diese gute, gebildete Dame, diese mitleidige Königin, welche sich bey'm Anblick fremden Elends so mild und theilnehmend bezeigte? Sie wurde weder bewegt durch die Beweise der Liebe, noch durch das unglückliche Pfand derselben, noch durch den kläglichen Leidenszustand ihres Gemahls, noch besänftigt durch die Zeit, noch befriedigt durch Qualen, sondern nur mehr gereizt durch seine Dienstbeflissenheit, nur mehr entzündet durch sein demüthiges Flehen, und so oft er bey ihr erschien, wußte sie einen neuen Zuwachs seiner Entbehrung zu ersinnen. Und als sie nun das Aeußerste, was sie von Gewalt, Verstand und Bitterkeit des Her-

zens besaß, angewandt hatte und sahe, daß der arme junge Mann weder seiner Körperschwäche unterlag, noch durch Armuth entmuthet werden konnte und, ob er gleich von Jedermann verachtet ward und so oft in die augenscheinlichste Gefahr gerieth, nicht verzweifelte oder sich selbst das Leben zu nehmen versuchte, so beschloß sie endlich, gleich als wäre sie nun durch den Anblick seines Elends und seiner Quaalen ersättigt, ihn von seinen Leiden zu erlösen, sie aus Verdrüßlichkeit, ihr Buhle aber aus Furcht, — und so veranstaltete sie denn, daß er durch gewisse dazu ausersehene Personen vergiftet würde, damit er, entfernt von ihr, ohne einen Verdacht zu erwecken, sterben möchte. Aber über diese Vergiftung werde ich an einem andern Orte mehr sagen.

Als aber dieser Einfall nicht ganz ihrem Verlangen entsprach, so begab sie sich selbst nach Glasgow, damit sie, weil es ihr nicht gelang, ihn abwesend zu tödten, ihr grausames Herz und ihre Augen am Anblicke seines jetzigen Elendes weiden könnte. Und gleich als wäre sie nicht allein hinreichend, seine grausamen Quaalen auszuführen, brachte sie ihm auch noch die Diener ihrer heillosen Thaten und seine alten natürlichen Feinde vor Augen, und

mit solchen Kränkungen suchte sie seine Seele noch in den letzten Lebensmomenten zu quälen. Aber warum will man hier Argumente sammeln, wie bey einem zweifelhaften Falle, da sie ja selbst uns an diesem Allen nicht zweifeln läßt? Sie, die Königin, sage ich, betheuerte öffentlich, nicht etwa nur ihrem Buhlen, nicht unter den Verbündeten in geheimen Zimmern, auch nicht vor wenigen und geringen Personen des Staats, der Schmeicheley geneigt, oder durch Armuth gedrückt, oder sonst aus einer Absicht ihr ergeben, — sie selbst, sag' ich, gestand öffentlich, daß sie keinen Tag zufrieden leben könne, wenn sie den König nicht loswerde. Und das sagte sie nicht ein Mal, auch nicht unbedachter Weise, sondern in Gegenwart solcher Personen, welche sie in den wichtigsten Angelegenheiten um Rath zu fragen pflegte. Denn man kann doch nicht sagen, daß ihr etwas unbedachtsamer Weise entschlüpft sey, was so oft an so vielen von einander entfernten Orten gesprochen worden, begleitet von Thränen, um desto mehr Eindruck zu machen, und vor angesehenen Männern, theils wegen ihres Adels, theils wegen ihres Reichthums und ihrer Gelehrsamkeit, und wobey sie ihre eigene Meynung aussprach, in der

Absicht ihre Zustimmung zu erhalten, und auf ihren Rath horchte. Allein gesetzt auch, sie hätte Alles dieses nur erkünstelt, gesetzt auch, ihre Thränen wären verstellt gewesen, mochten es auch die nicht glauben, welche es hörten, mag auch die Größe der Abscheulichkeit den Bericht unglaublich machen; ich selbst wollte gern mich zu dieser Zahl rechnen und denken, das, was sie geäußert, habe mehr die Gesinnung der Andern prüfen sollen, als daß sie selbst im Grunde des Herzens so gedacht hätte — wenn nur die Dinge selbst den Bericht nicht bestätigten und das Abscheuliche der Thaten nicht die Härte und Bitterkeit der Reden weit überträfe.

Als er sich anschickte von Glasgow abzureisen, veranstaltete sie, daß ihm Gift beygebracht werden sollte. Ihr werdet fragen: durch wen und auf welche Art und Weise? Welche Art von Gift? Wo hatte sie es denn? und dergleichen Fragen mehr. Als wenn es schlechten Fürsten je an schlechten Vollstreckern ihrer Befehle gemangelt hätte! Aber ihr drängt mich immer mehr und fragt mich vielleicht: Wer sind denn diese Diener und Vollstrecker gewesen? Erstlich, daß er Gift bekommen hat, ist gewiß; denn wenn auch die Schaamlosigkeit der Men-

schen etwas so Klares läugnen wollte, so entdeckte es doch die Art seines Uebelbefindens, welche, dem Volke ganz unbekannt, selbst den Aerzten fremd war, besonders denen, welche nicht in Italien und Spanien gewesen waren, die schwarzen Blattern über dem ganzen Körper, die heftigen Schmerzen in allen Gliedern und der unerträgliche Geruch. Und sollte man auch diese Gründe vor Cato dem Censor entwickeln müssen, so würde uns das nicht schwer fallen vor ihm, der überzeugt war, daß es keine Verbrecherin gebe, die nicht auch eine Giftmischerin sey. Bedürfen wir etwa eines vollgültigern Zeugnisses, als des Cato, dessen Meynungen und Urtheile das Alterthum als Orakel verehrte? Wollen wir bey einer offenbaren Sache nicht demjenigen glauben, dessen Ansehen bey zweifelhaften Sachen so oft die Entscheidung gegeben hatte? Siehe! hier legt ein Mann von vorzüglicher Redlichkeit, von der entschiedensten Treue und Bedeutsamkeit Zeugniß ab gegen ein Weib, welches in Haß gegen ihren Gemahl entbrannt und in Liebe gegen den Ehebrecher, in diesen beyden Krankheiten verderbter Neigungen keinem Zügel gehorchte, ihres Standes wegen sich nicht mäßigen wollte und, durch ihre

Macht bethört, allen Lüsten ihres Reichthums sich begierig überließ.

Aber laßt uns jetzt solche alte, viel besprochene Dinge bey Seite setzen und laßt uns das Gewicht der unbeständigen Menge sondern von den Angelegenheiten der Fürsten. Laßt uns bey einer so wichtigen Sache keinen Zeugen zulassen, bey dem entweder sein Stand verdächtig seyn möchte, oder seine Sitten Tadel verdienten. Nun, welche Zeugen sollen wir denn sonst zulassen? Denn in diesem Falle könnten wir keinen brauchen, der weniger als ein König oder eine Königin wäre.

Allein solche schändliche Thaten werden nicht leicht von edlen und vornehmen Menschen, sondern von schlechten, verworfenen Dienern vollbracht. Allein damit auch der Eigensinnigste befriedigt werde, laßt uns ein königliches Zeugniß vorbringen. Leset nur ihren eigenen Brief! ihren Brief, sag' ich, den sie mit eigner Hand geschrieben.

Was bedeuten denn die Worte: „Er ist nicht viel entstellt, aber er hat viel bekommen"? — Wovon hat er „viel bekommen"? Die Sache selbst, die Krankheit, die Flecken oder Blattern, der Geruch zeigt es euch. Eben dieses Viel, was er be-

kommen hatte, brachte gewiß als wahres Gift die Entstellung hervor. Allein ihr Brief gedenkt des Giftes nicht. Für mich ist es genug, daß da steht: ob er gleich viel erhalten hat, ist er doch nicht entstellt; oder: ob er gleich nicht sehr entstellt ist, hat er doch viel bekommen. Was bedeutet hier das Wort: doch? Was anders, als dies: daß, was er auch bekommen haben mochte, dies doch die Ursache seiner Entstellung war, und wenn dies auch an sich viel gewesen, es doch nicht so viel war, um eine Entstellung hervorzubringen, wie man sie wünschte. Allein gesetzt auch, es wäre nicht Gift gewesen, was war es denn sonst? Was läßt sich auffinden, welches passend an seiner Stelle genannt werden könnte? Endlich, was auch immer mit dem Worte: Viel (much) gemeynt seyn mag, es ist doch Etwas, was sie selbst in einem so geheimen und vertrauten Briefe nicht mit dem wahren Namen zu bezeichnen wagt. Ja, und wenn wir es auf eine spitzfindige Weise anders deuten und drehen wollten, sie selbst läßt es nicht zu. Man vergleiche nur das Vorhergehende mit dem Folgenden, nebst ihren Ränken und Plänen für die Zukunft, und man wird leichtlich einsehen, was das ist, was sie in der vergangenen Zeit

gethan hat. Erst sagt sie: es ist nöthig, daß er gereinigt (purged) werde; dann will sie, daß er nach Cragmillar gebracht werde, wo sowohl die Aerzte, und (was noch gefährlicher ist, als ein Arzt) sie selbst zugegen seyn will. Endlich fragt sie Bothwell um Rath, ob er denn ein geheimeres Mittel durch Medicin aussinnen könne, als zu Cragmillar oder nach einem Bade? Man sehe nun, wie alle diese Dinge zusammenhängen. „Er hatte viel bekommen, er mußte gereinigt werden," und zu Cragmillar, d. h. an einem abgelegenen Winkel, an einem Orte, wo es absichtlich wenig Hülfe gab und der zur Vollbringung einer Schandthat sich ganz eignete. „Und Arzney muß er brauchen" — aber was für welche? Gewiß die nehmliche, wovon er vorher schon viel bekommen hatte. Und wie muß uns das vorkommen? Sie will die Art des Arzneygebens geheim gehalten wissen. Wenn es zu seiner Heilung geschahe, wozu war das nöthig? Warum wird sie nicht öffentlich, an einem bekannten, von Menschen besuchten Orte gereicht? Jetzt ist er von seiner Krankheit befreit, heiter und gesund, warum wird er denn auf eine ungewöhnliche Art gereinigt, und noch dazu an einem unbewohnten Orte?

Vielleicht war es eine seltsame Art von Krankheit, die bedurfte wohl auch ungewöhnlicher Mittel.

Welche Aerzte wurden zu Rathe gezogen? Wer erhielt den Auftrag, eine Arzney auszusuchen und den König damit zu heilen? Des Königs Feind, der Ehebrecher, der Königin Buhle, das verworfenste aller zweybeinigen Geschöpfe, dessen Familie in Frankreich wegen Giftmischerey berüchtigt war und dessen Diener dort aus gleichem Grunde waren torquirt, eingekerkert, oder wenigstens stark verdächtig worden. Wann sollte er die Arzney einnehmen? Entweder bey'm Baden, wo er sich allein waschen mußte, oder nach dem Bade, wo er allein zu Abend speisen mußte. So werden nun Arzneyen gereicht, die die Feinde eines Menschen besorgen, an einem geheimen Orte, ohne alle Zeugen. Was aber das für eine Arzney seyn muß, die ein Ehebrecher und eine Ehebrecherin, die der Buhle des Weibes seltsamer Weise bereiten und heimlich eingeben, das mag ein Jeder bey sich selbst erwägen und überlegen.

Daraus, denke ich, erkennt ihr den Haß der Königin, wie unversöhnlich, wie grenzenlos grausam, wie hartnäckig er sich gegen ihren Gemahl zeigte, den sie unter Diebe gestürzt, den sie in Ha-

der und Streit mit dem Adel und ihren Brüdern, welche beyde nackt und arm waren, zu verwickeln suchte; beladen mit Verachtung, gequält durch Spott, angegriffen durch Gift, trieb sie ihn von sich in einen einsamen Winkel, um hier unter ungewöhnlicher Quaal zu sterben.

Jetzt laßt uns zu den andern Ursachen übergehen. Dieser Haß war an sich schon hinreichend, sie zur Vernichtung ihres Feindes anzureizen, die sie oft gesucht, einmal unternommen und fast vollendet hatte. Indessen gab es noch eine größere Verstärkung, an sich schon fähig, ihren Haß zu entflammen, ich meyne die Liebe, worinnen sie ganz unmäßig gegen Bothwell entbrannt war, eine Liebe, die Jeder, der sie nicht sah, ihn aber gesehen hatte, vielleicht ganz unglaublich finden wird. Denn was war denn an ihm, was ein Weib von edler Natur so sehr hätte begehren mögen? Besaß er die Gabe der Beredsamkeit, oder Schönheit, oder treffliche Eigenschaften der Seele, erhöht durch die Geschenke des Glücks, wie man sagt? Seine Beredsamkeit und Schönheit anlangend, brauchen wir nicht viel zu sagen, da die, welche ihn gesehen haben, sich wohl erinnern werden, sowohl seines Gesichts, als

der ganzen Gestalt seines Körpers, wie hübsch diese war; diejenigen aber, die ihn gehört haben, müssen die Rohheit und Tölpelhaftigkeit seiner Reden ebenfalls kennen. Allein ihr werdet sagen: Er war doch in der Ausführung seiner Unternehmungen weise und klug, in der Bestehung von Gefahren tapfer und muthig, im Verschenken freygebig, im Genusse von Vergnügungen mäßig. Was die Weisheit betrifft, wagen es selbst diejenigen nicht, ihn derselben zu beschuldigen, die ihm am meisten ergeben sind. In Ansehung der Tapferkeit strebte er allerdings, sich einen Ruf zu erwerben, allein unter Reitern auf einem schnellen, wohl ausgerüsteten Rosse, reichlich versehen mit allem zu seiner Sicherheit Nothwendigen. Gern sahe er zu, wenn Andere fochten und schalt auch wohl diejenigen, welche flohen; aber niemals sahe er einem Feinde dreist und keck in's Gesicht. Wollt ihr ein Beyspiel von seiner ungemeinen Tapferkeit? Von einem Diebe oder Räuber, einem anerkannten Feiglinge, den er, als jener sich schon ergeben, ohne es zu merken, tödtlich verwundet hatte, wurde er zu Boden gerissen und so zerstoßen und zerschlagen, daß er fast erschlagen worden wäre, wenn dem armen Spitzbuben, der schon dem

Sterben nahe war, nicht endlich die Kraft vergangen wäre. Ich könnte seiner glorreichen Prahlereien in Frankreich gedenken, ich könnte seine letzte Flucht aus Furcht bis nach Dänemark erwähnen; allein ich thue wohl besser, das Andenken an jenen Tag aufzufrischen, wo die Königin, ihn aufgebend, zum Adel kam, der betheuerte, den Mord des Königs rächen zu wollen. Beyde Heere standen zum Kampfe bereit; Bothwell war an Zahl der Streiter dem Feinde gleich, dem Orte nach hatte er den Vortheil. Vor ihm stand als Lohn, wenn er siegte, eine Königin, welche ganz in Liebe gegen ihn entbrannt war; ferner ein Königreich, Reichthum und Ehre für sich und seine Nachkommen, überdies noch Ungestraftheit für seine vergangenen Sünden, eine außerordentliche Freyheit, zu thun, was er wollte, in Zukunft, die Fähigkeit, seine Freunde zu erheben und sich an seinen Feinden zu rächen, auf der andern Seite aber, wenn er besiegt wurde, Entehrung, Armuth und Verbannung, kurz Alles, Alles, was sich nachher ereignete oder ereignen konnte, stand damals vor seinen Augen. Außer den beyden Heeren waren auch noch andere Zuschauer und Zeugen von Jedermanns Tapferkeit und Feigheit vorhanden, die

Königin, als Preis des Kampfes, und Herr von Crook, der französische Gesandte. Seht nun, wie dieser Großprahler der Tapferkeit sich aus der Sache zog. Auf einem trefflichen Rosse kam er erst vor das Heer. Er wollte gewiß das Blut seiner Landsleute schonen und dafür sein eigenes verschwenden, denn er forderte einen Einzelnen zum Zweykampfe Mann gegen Mann heraus; da sich aber auf der andern Seite mehrere fanden von edler Geburt und Stande, welche den Kampf annahmen, so kühlte sich seine Hitze ab und seine stolze Sprache milderte sich; und wäre nicht die Königin als ein wahrer Deus ex machina eingetreten und hätte durch ihr Ansehen die Sache zu Ende gebracht und ihrem verliebten Tauber verboten, den Kampf zu bestehen, so hätte er schwerlich ein ehrenvolles Mittel finden mögen, sich dem Kampfe zu entziehen; allein so wurde er unterbrochen. Dafür benahm er sich dann in geschlossener Schlacht desto tapferer, denn sogleich im Anfange lief er der Erste davon und zog endlich den Rest seiner Parthey auf der Flucht nach.

Aber sein Mangel an kriegerischen Eigenschaften wird vielleicht durch seine bürgerlichen Tugenden

aufgewogen. Ach! worinnen bestanden diese, und welche Tugenden konnte man bey ihm voraussetzen, bey einem Manne, der größten Theils in dem Palaste des Bischofs von Murray erzogen war, dem verderbtesten Hause, das sich denken läßt, in Trunkenheit und Hurerey, unter den Gehülfen der gröbsten Ausschweifungen? So war er zum Mannesalter gelangt unter Spiel und Unzucht und hatte einen so ansehnlichen Theil der Einkünfte seines Erbes verschwendet, daß, wie der Dichter sich ausdrückt, er nicht so viel übrig behielt, sich einen Strick zu kaufen, um sich zu hängen; bey ihm, der nicht nur andere Häuser durch Verführung der Frauen befleckte, sondern seine eigene Familie durch Blutschande entehrte.

Wenn ich nun sage, daß dieser Mann von der Königin nicht blos geliebt, sondern unmäßig bis zur Selbstbeschimpfung geliebt wurde, so werden diejenigen, denen es nicht schon bekannt ist, vielleicht meynen, ich sage ihnen etwas Fabelhaftes. Aber vielleicht wird Jemand sagen: war denn Niemand anders unter all dem jungen Adel außer ihm ihrer Liebe würdiger? Allerdings, gar Viele! und Einer besonders, der Alles besaß, was Liebe einzuflößen

vermochte und sich vor Andern, selbst ihrem eigenen Gemahl, auszeichnete. Was war es denn also, Was eine so beyspiellose Liebe, die aller Vernunft widerspricht, begründete? Wenn ich sage, es war die Aehnlichkeit der Verhältnisse, so nenne ich wohl eine wahrscheinliche Ursache der Liebe; ob es gleich vielleicht Einigen als eine unwahre Ursache ihrer Liebe vorkommen wird. Ich bin auch gar nicht geneigt, mich in diese Erörterung einzulassen, eben so wenig mag ich die Gerüchte für wahr ausgeben, welche über sie in Frankreich zur Zeit ihrer ersten Ehe verbreitet wurden, so sehr auch die Verderbtheit ihres spätern Lebens einigermaßen beweisen mag, daß sie nicht ganz aus der Luft gegriffen waren. Viele Dinge aber, welche seit ihrer Rückkehr nach Schottland von ihr behauptet wurden, habe ich nicht den Muth zu glauben. Ich für meinen Theil bin es zufrieden, daß sie in Vergessenheit begraben werden, oder, wenn dies nicht möglich ist, daß man sie für falsch oder erdichtet halte. Ueberdies ist es gar nicht nothwendig, allzu neugierig bey der Liebe nach Ursachen oder Gründen zu forschen, denn gewöhnlich wird sie mit einer so schnellen, gewaltsamen Bewegung eines betäubten und verwirrten Ge-

müths verfolgt, daß sie sich meistens in Tollheit endigt, und wollte man diese durch verständigen Rath zu beherrschen suchen, so würde man nichts anders thun, als mit Vernunft toll seyn wollen. Allein hier bedarf es gar keiner Ursachen, denn es war in ihnen eine Aehnlichkeit, wenn auch nicht der Schönheit oder anderer äußeren Dinge, noch der Tugenden, sondern der höchsten Laster. Sie, ein junges Weib, war plötzlich auf die höchste Stufe der Macht und des Ansehens erhoben worden, als sie die Gestalt eines nach Grundgesetzen regierten Reiches weder mit Augen gesehen, noch mit Ohren gehört, noch in ihrem Herzen erwogen hatte. Dazu kamen die ungezügelten Rathschläge ihrer Verwandten, welche selbst schon darauf ausgingen, eine tyrannische Gewalt in Frankreich zu begründen, und es versuchten, Recht, Billigkeit, Gesetz und Herkommen ganz nach ihrem eigenen Belieben zu modeln und zu formen.

Dieses unmäßige Verlangen verräth sich bey ihr zuweilen durch bedeutende Reden. Darauf war sie Tag und Nacht gerichtet; allein diesem Verlangen stand entgegen die Sitte des Landes, die Gesetze und Statuten, vornehmlich aber die Zustim-

mung des Adels, ohne welche sie nicht zu ihrem Zwecke gelangen konnte. Um sich nun in den Stand zu setzen, gewaltsam es zu erreichen, beschloß sie, Alles, was ihr im Wege stand, auch durch Gewalt hinwegzuräumen. Allein sie wußte immer nicht, durch welche Mittel oder durch wessen Unterstützung es zu unternehmen sey.

Hinterlist war der Weg dazu, denn anders war es ohnmöglich zu erreichen. Zu diesem Zwecke schien daher Bothwell der passendste Mann, ein Mann, in außerordentlicher Armuth sich befindend, von dem man nicht wußte, ob er mehr gemein oder schlecht war und der, zwischen Factionen von verschiedenen Religionen stehend, beyde verachtend, eine Liebe zu beyden erheuchelte. Er, der schon vorher den Hamiltons seine Dienste zur Ermordung des Earls von Murray angeboten hatte, erweckte die Wahrscheinlichkeit, daß, bey Hoffnung größeren Gewinnes, er kein Bedenken finden würde, ein größeres Unternehmen zu wagen, da der Verfall seiner Familie ihn zu schlechten Handlungen reizen mußte und keine Achtung vor etwas Göttlichem oder Edlem ihn davon abhielt. Was aber seine unmäßige und beyspiellose Hurerey betrifft, so suchte er hierinnen eben

so berüchtigt zu werden, als andere Menschen die Entehrung und Schande scheuen. Sie aber, ein Weib, welches nach unbeschränkter Herrschaft begierig strebte, welches die Gesetze für ein Gefängniß und den Zaum der Gerechtigkeit für Fesseln hielt, als sie sahe, daß ihr Gemahl nicht Kraft genug besaß, den Staat zu beunruhigen, suchte zu diesem Zwecke einen Mann aus, der weder Vermögen zu verlieren, noch einen guten Ruf zu beflecken hatte, einen Mann, den sie leicht wieder überwältigen konnte, wenn sie seiner überdrüßig werden sollte, einen Mann, dessen Unenthaltsamkeit sie durch Lockungen leicht fesseln, dessen Bedürfnissen sie durch Geld abhelfen und dessen Zuverlässigkeit und Treue sie sich durch ein schuldbeladenes Gewissen und den Bund zu schlechten Handlungen zu sichern vermochte. Dieses waren die Quellen dieser nicht unermeßlichen, sondern tollen Liebe, dieses schändlichen Ehebruchs, dieses niedrigen Verwandtenmordes, womit, als mit einem Pfande, diese blutbefleckte Ehe bekräftigt wurde. Die Ursachen, diese abscheuliche That zu unternehmen, waren demnach auch der nicht zu besänftigende Haß gegen ihren Gemahl und die unmäßige Leidenschaft für ihren Buhlen. Ueber-

dies gab es auch eine Hoffnung, daß das Verbrechen sich möchte auf Andere wälzen lassen, und daß die Strafe dafür auf das Leben ihrer Feinde geladen werden könnte, so daß die schuldlosesten Menschen als Opfer, um den Unwillen des Volks zu versöhnen, an ihre Stelle geschoben wurden, — hätte dies nicht seyn sollen, wozu hätte denn der Kampf dienen sollen, der fast zwischen dem Könige und dem Lord Robert, ihrem Bruder, ausgebrochen wäre? Wozu sonst der Saame der Zwietracht, der zwischen dem Könige und dem Adel ausgesäet wurde? Warum ersuchte sie so seltsamer Weise den Earl von Murray den Tag zuvor, ehe der Mord begangen wurde, bey ihr zu bleiben? Aber was war die Ursache, warum sie nach ihm schickte? Es erschien auch ein Gesandter aus Savoyen. Aus welcher Ursache? Es mußte doch eine bedeutende Sache seyn, eine solche, welche ohne Versammlung des Adels abgethan werden konnte? Ganz und gar nicht. Der Savoyische Gesandte, der zu spät zur Taufe gebeten worden, erschien, als Alles beendigt war, nicht als ein Abgesandter zur Taufe, sondern als wenn er gesandt worden wäre, um die Vernachlässigung dieser Gefälligkeit zu ent-

schuldigen, indem er es theils wohl nicht gern sahe, um einer so geringfügigen Sache willen so weit reisen zu müssen, und sich auch schämte, nicht zur rechten Zeit eingetroffen zu seyn, da die Franzosen und Engländer schon Alles abgethan hatten. Um ihn desto ehrenvoller zu entlassen, sandte man nach dem Earl Murray, und zwar durch verschiedene Boten, so, daß er sich von seinem Weibe trennen mußte, welches im Sterben lag. Wozu war denn seine Gegenwart so nothwendig? Wollte man ihn als Theilnehmer in die Verschwörung des Mordes ziehen? Warum war es denn nie zuvor versucht worden? Hielten sie es für das Beste, es auf dem letzten Punkte, in dem Augenblicke zu thun, wo der Mord begangen werden sollte, um ihn so in ihre Gemeinschaft zu ziehen als einen leichtsinnigen, unbeständigen Mann, der seine Plane in jedem Augenblicke der Zeit änderte, der wegen seines frühern Lebens übel berüchtigt wäre und in seinen jetzigen Verhältnissen nicht eben recht fest stände? Nein, nein! Nichts von allen diesen Dingen wagen sie von ihm zu behaupten.

Da sie sehen, daß sie keine falsche Ursache, ihn aufzuhalten, ersinnen können, so erräth Jedermann

leicht, was die wahre Ursache war. Es war dieselbe Ursache, welche erst den Earl von Athol und nachher ihn selbst bewog, sich vom Hofe zu entfernen, dieselbe, welche ihn mit falschen, in England verbreiteten Gerüchten angeschwärzt hatte, dieselbe, welche ihn mit schandbaren Schmähschriften von den Mördern selbst verfolgte, dieselbe, welche ihn lieber in die Verbannung gehen, als am Hofe mitten unter den Waffen von Buben mit großer Gefahr für sein Leben verweilen ließ.

Allein was half diese billige Ursache vor Hörern, die entweder gar nicht wußten, wie Alles zugegangen war, oder diese Parthey selbst nicht wohl leiden mochten, daher auch erdichtete Gerüchte gern sahen oder sich doch leicht von ihnen hinreißen ließen, welche die Verläumdungen der verworfensten, schlechtesten Menschen für ächte Zeugnisse halten und denen ihr Vertrauen schenken konnten, die sich zu Hause rühmen, daß sie im Stande sind, zu thun, was ihnen gelüstet, und es nicht wagen, ihre Sache dem Ausspruche von Richtern zu überlassen, eben so wenig aber vermögen, sich selbst im Gefecht zu vertheidigen. Und so wie sie des schuldbefleckten Gewissens wegen den Spruch der Richter fürchteten,

so stürzten sie sich, aus Wuth, welche durch das Bewußtseyn der Schuld erzeugt ward, blindlings in den Kampf, aber aus demselben entrannen sie feigherzig wieder. Und jetzt abermals, wo sie sich auf den Vorzug stützen, den sie durch Zahl und Reichthum besitzen, verachten sie die Weisheit ihrer Gegner und schätzen ihre Macht gering im Vergleich mit ihrer eigenen; aber sich nicht getrauend, durch ächte Männlichkeit zu siegen, verfallen sie auf Räuberey und wenden ihre häßlichen Gemüther zur Verläumdung und Lüge; allein ich möchte ihnen denn doch wegen der guten Meynung, die ich noch gegen meine Landsleute hege, rathen, dieser Thorheit, oder Wuth, oder Krankheit, Andern Uebles nachzureden, zu entsagen, damit sie nicht in Zukunft, wenn die Wahrheit an's Licht kommen wird, die Ohren derjenigen mit Haß schließen und verstopfen, welche sie jetzt mit falschen Gerüchten erfüllen und beladen, denn es wird nicht immer Raum für Vergebung seyn. Aber wie die Dunkelheit bey'm Sonnenscheine, so müssen die Lügen bey'm Lichte der Wahrheit verschwinden.

Was die bequemen Mittel zu Vollbringung der schändlichen That betrifft, so wie die Hoffnung, die-

selbe zu verbergen, so brauche ich deshalb nicht viel Worte zu machen, da die Leichtigkeit, sie auszuführen, die Gelegenheit der Orte und Alles, was sie nur erleichtern konnte, ganz in ihrer Macht stand, und sie zu verbergen — wozu brauchten sie das, da sie keine Strafe fürchteten, auch wenn sie bekannt wurde? Denn welche Strafe konnten sie wohl fürchten bey einer Verschwörung, wo sowohl die Macht der Gesetze, deren Beherrscher sie selbst waren, gänzlich erloschen war, als auch die Gemüther der meisten Menschen entweder durch Theilnahme an der schändlichen That selbst gefesselt waren, oder von Hoffnung gelockt, durch Belohnungen beschwichtigt, oder durch Furcht vor einer so großen Macht auf der andern Seite entmuthigt wurden? Wie dem aber auch seyn mag, es wird doch gut seyn, sowohl die Art, wie die That geschehen, als auch das Unbesonnene, Unbeständige und den Ausgang ihrer Plane kennen zu lernen, denn daraus werdet ihr sehen, daß sie eigentlich wohl wünschten, die That geheim zu halten, daß aber die Wuth eines zerstreuten Gemüths alle Ordnung in ihren Rathschlägen zerrüttete, so, daß sie zuweilen, gleich als wünschten sie den öffentlichen Ruf zu täuschen,

ihre schlechten Absichten geheim zu halten versuchten, dann aber wieder so öffentlich dabey zu Werke gingen, als kümmerten sie sich gar nicht um ihren Ruf und was die Menschen über ihre Handlungen urtheilten. Denn als er sich anschickte, nach Glasgow zu gehen, wurde ihm das Gift heimlich gegeben, und sie glaubten Alles recht gut so eingerichtet zu haben, daß er in ihrer Abwesenheit von einer immer zunehmenden Kränklichkeit verzehrt werden sollte.

Allein ihr übriges Benehmen gegen ihn war so grausam, daß, wenn auch seine Krankheit auf natürlichem Wege entstanden wäre, man sie doch in dem Verdachte einer Vergiftung gehabt haben würde. Denn er, ihr Gemahl, der Vater ihres einzigen erstgebornen Kindes, der Vater, sag' ich, des Sohnes, dessen Taufe mit großer Pracht gefeyert worden war, entkam gewissermaßen kaum nackt aus seinem in Flammen stehenden Hause und lag zu Glasgow, von furchtbaren Schmerzen gequält, gefährlich krank, dem Tode nahe. — Was that unterdessen sein gutes, treffliches Weib? Was that sie? Eilte sie auf die erste Nachricht davon etwa zu ihm mit Post? Tröstete sie ihn durch ihre Gegenwart, durch ihre freundliche Zusprache oder durch

ihr liebevolles Benehmen in seiner Krankheit? Und, wenn sie ihn nicht bey'm Leben erhalten konnte, erschien sie etwa, seinen letzten Seufzer zu empfangen? Schloß sie dem Sterbenden die Augen? Oder erfüllte sie sonst eine Pflicht eines edlen Weibes? Nein! Allein sie, die ihn jetzt nur hatte entkommen lassen, um hinzugehen und zu sterben, und welche hoffte, daß er sein unglückliches Leben nicht viel länger würde fortschleppen können, sie begab sich auf einem ganz andern Wege in eine ganz andere Gegend, sie besuchte mit ihrem schönen Adonis die Häuser der Edelleute und befleckte die, wo sie beherbergt wurde, mit ihren Unkeuschheiten, und gerade um die Zeit des Todes ihres Gemahls, wie sie aus der Stärke und Wirkungsart des Giftes vermuthete, kehrte sie nach Stirling zurück.

Als die Sache nicht so schnell ging, wie sie erwartete, (denn die Kraft seiner Jugend hatte seinem kranken Zustande entgegengekämpft) machte sie, damit es nicht scheinen sollte, als habe sie ihrer Pflichten ganz vergessen, täglich Anstalten, um sich nach Glasgow zu begeben; allein sie ging niemals. Endlich, als ihr die Hoffnung fehlschlug, die sie in ihrem Herzen genährt hatte, nahm sie zu andern

Einfällen ihre Zuflucht. Sie kam nach Edinburg und berief hier ihren Buhlen und einige andere in diese Geheimnisse Eingeweihte zu einem Rathe. Hier beschlossen sie, daß der König auf irgend eine Art getödtet werden müsse. Indessen waren sie noch nicht einig, welche Todesart gewählt werden sollte. Dies läßt sich leicht abnehmen aus ihrem Briefe, worinnen sie sich zum Theil mit der Medea, einem blutdürstigen Weibe und einer zauberischen Giftmischerin, vergleicht; desgleichen aus einem andern Briefe, worinnen sie wegen seiner Vergiftung um Rath fragt. Der König, der bereits von ihrem schönen Tranke gekostet hatte und nicht wußte, ob es besser sey, ihren schmeichelnden Reden zu glauben, oder die Schlauheit ihres Wesens zu fürchten, war, ob er schon bisweilen nicht an seiner Aussöhnung mit ihr verzweifelte, immer voll Furcht und Mißtrauen. Allein als er sahe, daß weder sein Leben noch sein Tod in seiner Macht stehe, so mußte er wohl das vergangene Unrecht vergessen, seine jetzige Furcht verbergen und sich selbst einige Hoffnungen für die Zukunft bilden. So wurde er fortgeführt, nicht wie ein Gemahl, sondern wie ein todter Körper zu den Fleischbänken geschleppt oder

gezogen wird. Die Königin, sich in allem Pomp brüstend, ging im Triumph über den jungen Mann voraus, der, von allen Arten des Elendes gequält, durch Gift gemartert, von Verrath umgarnt, zu seiner Hinrichtung geführt wurde. Dem Triumphwagen folgten die alten Feinde des Hauses seines Vaters, die man in der Absicht dahin gebracht hatte, daß sie ebenfalls ihre Augen an diesem jammervollen Anblicke weiden möchten, und indeß sie seinen Tod in der Ferne erblickten, sollten sie sich indessen des Grams und Kummers seines Herzens erfreuen. Und damit keine Ceremonie feyerlicher Opfer fehlte, war auch John Hamilton, der Erzbischof von St. Andrews, gegenwärtig, ein Mann, schon früher durch alle Arten von Schlechtigkeiten befleckt und von dem Raube und Morde seiner Landsleute gemästet, ein alter Erkämpfer vieler Mördersiege. Das Volk längs des Weges sahe mitleidig aus und ließ eben auf nichts Gutes in der Zukunft schließen. Die Gefährten der Königin konnten weder ihre Betrübniß aussprechen, noch ihre Freude verbergen, das Schreckliche, Empörende der That, die man beabsichtigte, hielt ihre unermeßliche Freude, wegen der Ungewißheit des Erfolges, ab, sich laut zu äu-

ßern. So brachte man ihn nach Edinburg, aber nicht in den Palast der Königin. Warum nicht? Wohl damit die Ansteckung der pestartigen Krankheit ihren jungen Sohn nicht ergreifen möchte? Als wenn man diejenigen, die vergiftet worden, der Ansteckung halber zu scheuen pflegte. Allein die wahre Ursache war diese: seine Gegenwart sollte sie im Genusse ihrer Freuden nicht stören und ihre Berathungen wegen seiner Ermordung nicht unterbrechen. Wohin wurde er denn aber gebracht? In den allereinsamsten Theil der Stadt, einige Zeit bewohnt, so lange die päpstliche Priesterherrschaft dauerte, allein mehrere Jahre zuvor ohne alle Bewohner, und in ein solches Haus, das von selbst zusammengefallen seyn würde, wenn es nicht zum Dienste dieser Nacht ein wenig ausgeflickt worden wäre. Warum aber wurde denn eben dieser Ort ausgewählt? Angeblich der gesunden Luft wegen. Guter Gott! indem sie damit umging, den Gemahl umzubringen, dachte sie an gesunde Luft für ihn? Zu welchem Zwecke? Keinesweges, um sein Leben zu erhalten, sondern um seinen Körper zu Schmerzen aufzusparen. Dahin zweckte ihre klug berechnete Aufmerksamkeit und die letzte Sorge für das Leben ihres

Gemahls. Sie fürchtete, er möchte durch einen übereilten Tod von Leiden erlöst werden, und sie wünschte, er sollte den Tod recht fühlen. Aber laßt uns doch das Gesunde der Luft dort untersuchen. Pflegt man unter den Gräbern der Todten die Lebensverlängerung zu suchen? denn dicht bey jenem Orte befanden sich die Ruinen von zwey Kirchen, östlich ein Dominikanerkloster, westlich eine Kirche Unsrer lieben Frauen, welche, wegen Verödung des Platzes, die Kirche im Felde hieß; auf der Südseite befindet sich die Stadtmauer und in derselben zu größerer Bequemlichkeit der Verbindung ein kleines Pförtchen; auf der Nordseite stehen einige Bretterhütten, dem Einfallen nahe, welche zuweilen gewissen Priestern und Mönchen als Lustörter gedient haben. Der Name des Orts giebt schon ein hinlängliches Bild von seiner Gestalt und Natur, denn er heißt gemeiniglich nur Diebesgasse (Thieve's Lane). In der Nähe befindet sich weiter kein Haus, außer Hamiltons Hause, das ohngefähr einen Steinwurf davon steht, aber ebenfalls ganz leer war. Hierher nun begab sich der Erzbischof von St. Andrews, der zuvor stets in dem volkreichsten Theile der Stadt zu wohnen pflegte. Hier hielt er auch die ganze Nacht

über Wache, wo der König ermordet wurde. Nun bitte ich euch, stellt euch, wenn ihr es mit leiblichen Augen nicht vermöget, wenigstens mit den Augen des Geistes ein Haus vor, sonst von Priestern bewohnt, unter Gräbern, zwischen den Ruinen von zwey Kirchen, selbst eine Ruine, nahe an einer Diebshöhle, selbst ein Schlupfwinkel derselben, nicht weit von dem Fort und der Besatzung seiner Feinde, die gerade der Thür gegenüber war, und wo, wenn ja Jemand hätte entwischen wollen, er in den verrätherischen Hinterhalt derselben hätte fallen müssen. Muß nicht der Ort selbst schon, ja jede Stelle in der Nähe desselben, Unheil und Verrath verkündigen? Scheint hier ein König sein Wohnhaus gefunden zu haben, oder nicht vielmehr in eine Räuberhöhle gestoßen worden zu seyn? War nicht diese öde Wüste, dieser unbewohnte Ort im Stande, einfältige Menschen mit Furcht, klügere mit Verdacht zu erfüllen und schlechten Gelegenheit zu Schlechtigkeiten zu geben? Was wollten seine Feinde mit dem ungewohnten Aufenthalte an diesem Orte, wachend gewissermaßen die ganze Nacht an seiner Thür? Warum hätte er denn diesen Ort zu seiner Wohnung ganz gegen seine frühere Gewohnheit gewählt?

Das Haus, werdet ihr sagen, stand leer, es war seines Bruders Haus und nahe der königlichen Wohnung. Wenn es lange vorher leer stand, warum wohntet ihr denn nie zuvor dort? Warum verließet ihr die volkreichen Orte im Mittelpuncte der Stadt, die Nähe des Hofes, und begabt euch in diesen verödeten Winkel? Welchen Vortheil, welche Bequemlichkeit, welches Vergnügen erwartetet ihr hier? War es eure Meynung, daß ihr, da ihr doch sonst so nach des Volkes Bewunderung gestrebt und die Hofleute durch eine gute Tafel anzulocken gesucht habt, euch jetzt, um eurer selbst willen, in eine dunkle Höhle, ohne alle Gesellschaft und Unterhaltung verbergen wolltet? Kommt ihr, von Ueberfluß an Genüssen aller Art fast mehr überschüttet, als beladen, hierher, um euch an den Ruinen von Kirchen zu erfreuen? Doch dem sey, wie ihm wolle, mögt ihr hierher gekommen seyn durch Zufall oder aus irgend einer Absicht, wenn ihr gleich die wahre nicht angebt.

Was aber bedeutete euer ungewöhnliches Wachen die ganze Nacht? Was das furchtsame Gemurmel eurer Diener diese Nacht, denen ihr doch bey dem öffentlichen Tumulte befahlt, nicht aus der

Thür zu gehen? Was hatten sie denn für eine Ursache, auszugehen? Wollten sie sich von der Sache unterrichten, deren Urheber und Erfinder ihr selbst waret? Nein, aus eurem eigenen Wachthurme hörtet ihr ja mit eigenen Ohren das Geräusch des Einsturzes, ihr sahet den Rauch und die Asche mit eigenen Augen und genosset die Freude daran in euren Herzen, der Geruch des Schießpulvers ergötzte eure Nase. Vielleicht wolltet ihr Jemanden aussenden, die, welche entfliehen möchten, aufzuhalten, aber ihr sahet Niemanden fliehen. Daher wurden die Lichter, die man die ganze Nacht über auf dem höchsten Theile eures Hauses gesehen hatte, nach der glücklichen Beendigung der Sache, auf die ihr hofftet, plötzlich ausgelöscht.

Aber laßt uns zu dem Könige zurückkehren. Sie hielten es nicht für hinlänglich, das Pförtchen in der Mauer aufzumachen und Diebe dadurch einzulassen und einen Hinterhalt vor der Thür zu haben, daß kein Mensch entkommen möchte, sondern sie behielten auch die Schlüssel zu den beyden Thüren bey sich, zu der einen des untern Gemachs, wo sie die Mauer unterminirt hatten, und zur andern des obern Zimmers, damit die Mörder zu des Kö-

nigs Bett kommen könnten. Von den wenigen Dienern, die er um sich hatte, nahmen sie nun den größten Theil weg, da man sie ihm eigentlich vorher zugegeben hatte, nicht, damit sie ihm Dienste leisten, sondern damit sie seine Geheimnisse ausspähen und der Königin davon Nachricht bringen sollten. Der letzte, der zurückblieb, ein gewisser Alexander Durain, wurde, da er keine vernünftige Entschuldigung finden konnte, sich zu entfernen, von der Königin selbst herausgewiesen. Unterdessen wollte sie denn doch auch ihre Rolle nicht verfehlen, während daß Bothwell die tragische Bühne für den Mord zurichtete; sie besuchte daher täglich den König, dessen Herz noch voll Leidenschaft für sie war, tröstete ihn zuweilen mit süßen Versprechungen, zuweilen quälte sie ihn durch Zänkereyen, immer aber hielt sie seinen Geist mit Verdacht und Mißtrauen beschäftigt und stellte so im Leben die Fabel des Dichters dar, nach welcher dem an den Felsen geschmiedeten Prometheus die Leber, welche täglich wieder wächst, von einem Adler abgefressen wird. Auf dieselbe Art stärkte und erquickte sie den einfältigen jungen Mann zu keinem andern Zwecke, als damit er länger leben sollte, um mehr zu lei-

den. Wie mußten die Herzen der Menschen über alle diese Dinge bewegt werden, da sie noch neu waren, wenn man sie jetzt nicht ohne Unwillen erzählen hören kann!

Worauf deutete aber in der Zwischenzeit der Königin große Sorgsamkeit? Was bezweckte ihre ungewöhnliche Besorgniß, was ihre boshafte Thätigkeit? Sie besuchte ihn täglich, sie verlängerte ihre Unterredung mit ihm oft mehrere Stunden; zwey Nächte blieb sie in einem untern Zimmer unter ihm. Sie fürchtete, daß, wenn der untere Raum des Hauses leer bliebe, das Geräusch der unterminirenden Werkleute und derer, welche das Pulver hereinbrachten, einige von den Dienstleuten auf den Verdacht des Verrathes leiten möchte. Ueberdies hatte sie auch ein Verlangen, die Sache durch sich selbst ausgeführt zu sehen und sie keinem Andern zu überlassen. Sie wünschte wenigstens im Geiste einen Vorschmack des Feuers, des Rauches, des Pulvers, des Lärmens, des einstürzenden Hauses, des furchtbaren Aufruhrs derer, welche die That vollbrachten, der Diebe und des Volkes zu erhalten. Nachdem Alles so für die schreckliche Nacht vorbereitet war, war sie noch zum letzten Male um

ihren guten Ruf besorgt. Sie versuchte es, allen Verdacht von sich abzulenken, sie ging zu ihrem Gemahl, küßte ihn, gab ihm einen Ring zum Unterpfand ihrer Liebe, unterhielt sich mit ihm liebreicher, als sie sonst zu thun gewohnt war, und versprach ihm noch mehr, und indem sie sich so für seine Gesundheit besorgt stellte, unterließ sie doch den Umgang mit ihrem Buhlen nicht.

Diejenigen, welche dies Alles näher betrachteten, versprachen für die Zukunft nicht viel Gutes; denn je größer die Zeichen waren, welche die Königin von ihrer erneuerten Zuneigung gab, um so grausamer erschienen im Stillen einem Jeden ihre Plane und Absichten. Denn woher wäre wohl sonst diese große Besorglichkeit für denjenigen gekommen, den sie noch kurz zuvor sterben zu sehen gewünscht hatte, zu dessen Tode sie ihren Bruder, ja ihre beyden Brüder bevollmächtigte? Erst wenige Monate zuvor hatte sie selbst zu sterben gewünscht, weil ihr das Leben eine Last wurde. Woher kam denn nun diese plötzliche Sorge für seine Gesundheit? Ich sahe voraus, sie würde sagen, sie habe sich mit ihm versöhnt. Wenn Ihr Euch aber mit Eurem Gemahle versöhnt hattet, warum schicktet Ihr ihn denn in diese

Wüste, in dieses Feld der Furien, wie es der Dichter nannte? Warum bereitetet Ihr ihm denn mitten unter unzüchtigen Häusern, unter Bettlerhütten, unter Schlupfwinkeln für Diebe eine Wohnung, für Jedermann offen, in der sich mehr Eingänge befanden, als Menschen, um sie zu verschließen? Ihr versöhnt, die Ihr Schurken anlocktet und versammeltet zu seinem Morde, und Diebe, um ihn zu berauben? Ihr, die Ihr seine Diener von ihm triebt, die sein Leben hätten vertheidigen können? Ihr, die Ihr ihn nackend, allein, unbewaffnet unter Diebe stießet, in Gefahr, umzukommen? Und bei diesem elenden Zustande Eures Gemahls wohnte Euer Buhle in Eurem Palaste, lag täglich in Eurem Zimmer, Tag und Nacht standen ihm alle Thüren offen und Euer armer Gemahl entbehrte aller Gesellschaft des Adels, seine Diener durften nicht zu ihm oder waren von ihm entfernt worden, und das wie zum Hohn! Ach, wenn es denn nur blos Hohn und Spott gewesen wäre. Nach seinen andern Dienern will ich gar nicht fragen. Ich will nicht forschen, warum sie sich entfernten und den König verließen gerade als er ihrer Hülfe und Dienste am meisten bedurfte, als er eben erst wieder genesen war? —

Ueber Alexander Düramm kann ich nicht schweigen, über ihn, den Ihr für ihn zum Hüter und Spion gesetzt habt. Was hatte er denn zu erspähen? Gab es denn hier Etwas für ihn, das er als Neuigkeit einer edlen Frau zutragen konnte, die ihren Gemahl liebte, treu in ihrer Ehe war und fürchtete, daß er seine Liebe mit einer Andern theilte? Nein! Das eben war es, was sie gar sehr wünschte; denn sie selbst hatte es versucht, ihn dazu zu reizen und zu locken; sie selbst bot ihm die Gelegenheiten und die Mittel dazu dar. Das war es eben, was sie am meisten kränkte, daß sie, da sie nach Ursachen der Scheidung strebte, gar Nichts an ihm finden konnte, was auch nur den entferntesten Verdacht des Ehebruchs begründet hätte. Dazu sollten also Aufpasser bey ihm dienen? Geschah es nicht darum, daß keiner von dem Adel, keiner von seinen Dienern und kein Fremder sich ihm nähern, daß Niemand mit ihm sprechen sollte, der den Verrath entdecken und ihn vor der Gefahr warnen möchte? Mit welcher Sorgfalt rettete sie diesen nehmlichen Alexander, als sie im Begriff war, ihren Gemahl zu ermorden? Wie spät sandte sie ihn weg, als die Andern alle gegangen waren, kurz vor dem Tode

ihres Gemahls, wo sie keine Spione mehr nöthig hatte? Denn den Tag vorher, ehe der Mord begangen wurde, blieb keiner von den Dienern, welche in ihre geheimen Rathschläge eingeweiht waren, zurück, außer dieser Alexander. Als er eben so voll Schmerz als Schaam diese Nacht hereinbrechen sahe, dachte er sich eine feine Entschuldigung aus, um sich entfernen zu können, so daß es schien, als sey er mehr durch einen Zufall, als durch seinen freien Willen von seinem Herrn getrennt worden. Er legte nehmlich Feuer in sein Bettstroh, und als die Flamme aufschlug, schrie er laut auf und zog sein Bett halb versengt aus dem Zimmer des Königs. Allein den andern Tag, da diese Entschuldigung nicht den Dienst leistete, den er davon gehofft hatte, bat ihn der König sehr freundlich, bat, ihn diese Nacht nicht allein zu lassen und bey ihm zu schlafen, wie er oft zu thun pflegte; denn der König liebte ihn mehr, als alle die Andern, Alexander aber war bestürzt und um eine Antwort verlegen; daher setzte er seiner ersten Entschuldigung noch die Furcht vor Krankheit hinzu und behauptete, er müsse, um desto besser für seine Gesundheit sorgen zu können, in der Stadt schlafen. Als ihm auch dies nichts

helfen wollte, machte die Königin ihr Ansehen geltend und sagte dem Könige, er thäte nicht wohl daran, den jungen Mann zum Nachtheile seiner Gesundheit zurückhalten zu wollen; dann wandte sie sich zu Alexandern und bat ihn, sich dahin zu begeben, wo es am besten für ihn wäre; und sobald dies Wort ausgesprochen war, ging er auch seines Weges. Ich will hier gerade nicht alle Spuren dieser schlechten Handlungen verfolgen, auch will ich nicht streng untersuchen, ob das Feuer vom vorigen Tage durch Zufall entstanden oder listig angelegt worden war. Eben so wenig mag ich fragen, warum er, der es sich so oft hatte gefallen lassen, mit dem Könige zusammen zu schlafen, gerade in dieser Nacht es verweigerte. Laßt uns annehmen, daß Krankheit die Ursache davon war. Meine Frage richtet sich allein darauf: welche Art von Krankheit war es, welche ihn gerade in diesem Augenblicke befiel und ehe es Morgen ward, ihn wieder verließ, ohne alle ärztliche Hülfe, und von der sich weder vor- noch nachher irgend eine Spur oder ein Anzeichen offenbart hat? Allein, wenn er auch schweigt, glaub' ich, werdet ihr Alle die Wahrheit genugsam errathen. Bey einem Manne, der des

Mitwissens der bösen Absicht schuldig sich fühlte, überwältigte die Todesfurcht die Rücksicht auf die Pflicht. Wäre nicht Alexander, erst Spion und Neuigkeitsträger, jetzt Verräther seines Herrn, mit der Königin insgeheim zu allen diesen schändlichen Handlungen verbunden gewesen, würde sie dann, die sich sonst in Allem so grausam zeigte, nicht den Muth gehabt haben, dieses einzige Opfer bey ihres Gemahls Leichenfeier zu schlachten? Indeß diese Dinge vorgingen, war die Nacht fast hingegangen und die Lady Nerese, eine kecke, kräftige Soldatenfrau, erschien vor dem gegebenen Zeichen auf dem Orte des Stelldichein, setzte sich auf ihr Pferd, und ob sie sich gleich ein wenig fürchtete, weil sie den kommenden Sturm vorhersahe, saß sie doch still auf ihrem Rosse, lange wartend auf die Königin, allein eine ziemliche Strecke von dem Hause entfernt. Unterdessen erschien Paris. Nun wurde die Unterredung zwischen den Frauen abgebrochen und sie machten sich bereit, aufzubrechen; allein nach und nach, wie die Königin jenen erblickte, erinnerte sie sich der schrecklichen Beleidigung, welche ohne große Versöhnung nicht wieder ausgelöscht werden konnte, daß nehmlich sie, die Königin, nicht getanzt hatte

auf der Hochzeit Sebastians, des Minstrels und elenden Spaßmachers, daß sie bei ihrem Gemahle saß, der noch nicht ganz wieder hergestellt war, daß sie bei dem Bankette ihres schmeichlerischen Domestiken ihre Tanzgrille nicht ausgeführt hatte. Das war auch eine der Entschuldigung werthe Sache! Allein was sollte sie nun thun? Sie mußte gehen, sobald sie Paris sahe, denn so war es verabredet, und Etwas mußte denn doch vorgewendet werden. Wie kam es denn aber, daß die andern Nächte, wenn sie früher wegging *), sie keine Entschuldigung vorwandte, jetzt aber ihr Weggehen um Mitternacht durchaus eine haben mußte? Aber, wenn dem auch so war, konnte sie keine bessere auffinden, als Sebastians Hochzeit? Nein, nein! ich behaupte das Gegentheil; hätte sie auch die Hochzeit ihres eigenen Bruders oder ihrer Schwester verlassen, um ihren Gatten zu besuchen, wäre er auch nur wenig unpäßlich gewesen, sie würde dann vor aller Welt eine hinreichende Entschuldigung gehabt haben, also zu handeln; ja wenn sie es auch für den König gethan hätte, wenn er nicht ihr Gemahl gewesen

*) Vom Könige nehmlich.

wäre, oder sonst für einen von dem Adel. Ist denn Sebastians Hochzeit eine Sache von solcher Wichtigkeit, daß ein Tanz dabei den Pflichten des Weibes vorzuziehen wäre? Allein sicher lag in der seltsamen Entschuldigung und dem vorgeblichen Kummer über verletzte Pflicht Etwas verborgen, wenn auch nicht so verborgen, daß es nicht durch die Verhüllung durchscheinen sollte.

Dieses außerordentliche Bemühen, eine Entschuldigung zu machen, wo es nicht nöthig war, deutete auf eine geheime Unthat, die man nicht gern bekannt werden lassen wollte, und die Seichtigkeit der Entschuldigung selbst vermehrte noch jenen Verdacht, besonders da es noch andere Dinge gab, welche man besser zu Vorwänden hätte nehmen können; allein laßt uns die Entschuldigung annehmen, da sie die Königin selbst für hinlänglich gehalten hat; wohin ging sie? Gerade auf ihr Zimmer. Was that sie zunächst? Ermüdet von der Bewegung des Tages und den Nachtwachen, ging sie etwa zu Bett? Nein! sondern sie sprach mit Bothwell erst fast allein, nachher ganz allein. Was das Gespräch betraf, erklärte die Sache selbst; denn Bothwell, nachdem er seine Kleider abgelegt hatte,

als wenn er zu Bett gehen wollte, legte nach und nach einen andern Anzug an. Er wollte, zur That schreitend, nicht erkannt seyn. Ich lobe des Mannes Klugheit. Allein sein Weg ging durch die Wache. Hier wundere ich mich über die Dummheit desselben. Allein Menschen, die sich nichts Gutes bewußt sind, verrathen sich meistens durch ihre eigene Unsicherheit, und blind gegen alles Andere, sehen sie nur das, worauf eben ihr Gemüth gerichtet ist. Was er that, erklären des Königs Tod, sein eignes Fortlaufen, die Bekenntnisse der schuldigen Personen und andere Dinge, die auf den Mord folgten. Nach der in der Stadt deshalb ausgebrochenen großen Aufregung, kehrte er, als wisse er durchaus von Allem nichts, durch dieselbe Wache in's Bett zurück. Als der Lärm des Einsturzes des Hauses aller Menschen Ohren erfüllte und der Stoß alle Häuser erschütterte, hörte blos die Königin nichts, die doch wachte und auf den Ausgang höchst gespannt war; auch Bothwell hörte nichts. O wunderbare Taubheit! Alle, welche in der That wachten, waren in Schrecken gesetzt, und wer schlief, wachte auf. Endlich erhob sich auch Bothwell und eilte zur Königin, als sein eigener Bote, wo sich

dann auch viele Andere einfanden, die in dem Paläste wohnten. Manchem kam die Sache wahr, Manchem erdichtet, Manchem wunderbar vor. Was that die Königin bey dem Allen? Was sollte sie thun? Sie brütete mit Ruhe über ihren Entwürfen bis zum nächsten Tage zu Mittag; den folgenden Tag aber legte sie, um doch das Decorum zu beobachten und ihrer Seits sich gehörig zu benehmen, ohne das Spiel zu verderben, eine verstellte Trauer an, welche jedoch die ihr im Herzen wohnende Freude nicht lange dauern ließ, ob sie gleich der Schande wegen sie nicht ganz unterlassen durfte. Alle diese Dinge liegen offen vor Jedermanns Augen, sind mit Händen zu greifen, haben sich in Aller Ohren und Gedächtniß fest eingeprägt, und wir sollten noch nach dem Urheber des Mordes forschen, als wenn er zweifelhaft wäre? Aber ihr sagt: Die Königin hat geläugnet! Was hat sie geläugnet? Daß sie selbst den Mord begangen. Als ob es ein großer Unterschied wäre zwischen dem Urheber und dem Vollstrecker. Er befahl, vollzog ihn, sie gab den Rath, die Unterstützung, ihre Macht und Ansehen dazu. Auch ist die Ursache nicht unbekannt, warum sie es that; — damit nehmlich die schänd-

liche Heyrath mit Bothwell vollzogen werden konnte. Ob es aber gleich an eigentlichen Beweisen und Zeugen dabey fehlt, so müssen ihre Briefe und ihr eigenes Zeugniß in denselben hinreichend seyn. Und wenn es auch an allem Andern fehlte, so enthüllt doch dasjenige, was auf den Mord folgte, den Thäter genugsam, nehmlich: daß sie bey der Ermordung ihres Gemahls nicht in Kummer versank, sondern einer tiefen Ruhe genoß, wie nach einem heitern, wohl vollbrachten Unternehmen. Daß sie nicht in Trauer, sondern gewissermaßen in öffentlicher Freude lebte; daß sie nicht nur bey dem Leichname des Ermordeten verweilen konnte und ihn sogar mit Lust betrachtete; daß sie ihn in Geheim des Nachts ohne alle Ceremonie beerdigen ließ oder ihn vielmehr wie einen Dieb verbarg: ja, diese unbeständige, verstellte Trauer legte ein bedeutendes Zeugniß dafür ab. Und was sollte denn ihr Zurückziehen nach Seton's bedeuten? Warum scheute sie den Aufenthalt in der Stadt und die Augen des Volks? Schämte sie sich, öffentlich in Trauer zu erscheinen, oder konnte sie nicht gut ihre Freude verhüllen, oder wollte sie sich in Geheim ganz dem Kummer hingeben? Nein! denn zu Seton's warf

sie die Trauermaske ab; sie ging täglich mit schlechten Menschen aus und kehrte nicht nur zu ihrer frühern Lebensweise zurück, sondern überließ sich sogar männlichen Arten des Zeitvertreibs, und zwar öffentlich unter Männern. So leicht wußte sie sich über die Meynung und Nachrede ihres Landes hinwegzusetzen. Aber verwünscht ist doch der Killegree und der Monsieur de Croc, die ihr zu so ungelegener Zeit über den Hals kamen und Andern ihre verstellte Person ohne Maske zeigten! Denn wären diese nicht gewesen, so hätte Vieles, was geschah, geläugnet, Manches auch in ein falsches, günstiges Licht gestellt werden mögen, und durch erdichtete Gerüchte hätte sich der Sache sehr aufhelfen lassen.

Allein man wird sagen: Es fand ja eine feyerliche Untersuchung wegen des Mordes Statt. Ja freylich, durch Bothwell selbst hauptsächlich und durch einige andere Personen, die damals sich alle Mühe gaben, die schuldigen Personen von der Strafe des Gesetzes zu befreyen. Jetzt zeigen sie offen, was sie damals heimlich dachten. Aber mit welcher Sorgsamkeit, mit welcher Geradheit und Strenge wurde denn diese Untersuchung geführt? Einige wenige arme Menschen, die nächsten Nach-

barn von des Königs Wohnung, wurden vorgeladen, aber sie durften entweder nicht sagen, was sie gesehen oder gehört hatten, oder wenn sie etwas die Sache näher Betreffendes berührten, so wurden sie entweder durch Furcht zum Schweigen gebracht, oder man verachtete sie als nicht glaubhaft. Die Klügern wagten es auch nicht, den Bothwell zu beleidigen, der unter den Richtern saß. Ein Paar von den Dienern des Königs, welche dem Unglücke entgangen waren, wurden befragt, auf welche Art die Mörder eingedrungen wären. Wir hatten, sagten sie, die Schlüssel nicht. Wer hatte sie denn sonst? Die Königin hatte sie, war die Antwort. So wurden die Geheimnisse des Hofes allmählig bekannt. Hierauf wurde die Untersuchung aufgehoben und nie wieder fortgesetzt. Ließ sich etwas Aufrichtigeres und Strengeres denken, als diese Untersuchung? Und dennoch gewannen sie Nichts dadurch; denn was die Untersuchenden gern geheim gehalten hätten, das schrie das Volk öffentlich aus. Aber es wurde nun eine Proclamation erlassen, mit Verzeihung der That und Belohnungsversprechungen für den, der sie bekennen oder darüber Auskunft zu geben vermöchte. Wie? wer hätte wohl

so toll seyn sollen, mit so offenbarer Lebensgefahr Zeugniß abzulegen oder Nachrichten zu ertheilen gegen die Richter selbst, in deren Gewalt sein Leben oder Tod stand? War es wahrscheinlich, daß die, welche den König wirklich gemordet hatten, denjenigen schonen würden, der die Mörder enthüllte, besonders da nun Jedermann sahe, daß die Untersuchung wegen des Königsmordes bey Seite gesetzt, dagegen die über Schriften, die Anklage der Mörder betreffend, eifrig betrieben wurde. Von welcher Art das Urtheil war, wodurch Bothwell freygesprochen wurde, habt ihr gehört. Er selbst hatte es bestimmt; er hatte die Richter gewählt, die Ankläger bestochen, die gesetzmäßigen und redlichen ententfernt; sie hätten denn ihren Hals den Waffen ihrer Feinde überliefern wollen. Das Gericht ward nicht auf einen bestimmten Tag festgesetzt, in Gemäßheit der Landesgesetze, noch wurde es gehalten, wie es eigentlich Sitte war; auch sollte es nicht den Königsmord untersuchen, sondern einen Mord, der begangen worden seyn sollte, ehe der König getödtet ward. Da nun Bothwell durch Freundschaft und Macht, die Königin durch Bitten und Drohungen auf die gegen Gesetz und Sitte gewählten

Richter einwirkte, so läßt sich leicht erachten, was für eine Sentenz sie gefällt haben werden. In dem Richterspruche berührten sie die Sache ganz und gar nicht; sie erklärten blos, es sey dies kein gesetzmäßiges Urtheil, in so fern als sie es mit einer besondern Protestation für sich versahen, daß es ihnen in Zukunft nicht zum Nachtheil gereichen solle. Damit aber Jedermann wüßte, was sie durch Schwerdt, Feuer und Gift zu erreichen gesucht, spielten sie mit Ehen; der eine ließ sich scheiden, ein anderer trauen, und das in solcher Hast und Eil, als wenn es gälte, einen edlen Sieg zu feyern. Damit indessen bey diesen unrechtlichen Ehen der Schein des Rechts beobachtet würde, so ließ man öffentliche Aufgebote Statt finden. Bey der Bekanntmachung derselben betheuerte indessen der Geistliche, troz dem, daß man ihn mit dem Tode bedrohte, wenn er sie nicht besorgen wollte, daß er eine Einwendung wohl kenne, warum diese Ehe nicht rechtmäßig sey. Aber in einer so großen Versammlung waren auch nur Wenige, welche sie nicht kannten, denn man erinnerte sich wohl, daß Bothwell damals zwey Weiber am Leben hatte, von denen er nicht geschieden war, und noch eine dritte,

mit der er weder gesetzlich vermählt, noch von ihr ordentlich geschieden war. Allein man wollte auch eigentlich die vorgeschriebenen Feyerlichkeiten gesetzlicher Ordnung nicht befolgen, sondern blos, wie in Schauspielen, einen allgemeinen Gebrauch nachäffen; denn der, welcher so oft alle menschliche Gesetze übertreten, alle Rücksicht auf Gewissen und Religion verläugnet hatte, konnte leicht auch die Vorschriften eines göttlichen Gesetzes verletzen.

Nun, denke ich, habe ich kürzlich (in Hinsicht der Bedeutsamkeit des Gegenstandes) und vielleicht mit mehr Worten, als eben nöthig gewesen (wenn man die Klarheit der Beweise betrachtet), dargelegt, in welcher Absicht, durch welche Rathschläge und in welcher Hoffnung dieser abscheuliche Mord unternommen, mit welcher Grausamkeit er ausgeführt und durch welche Anzeichen, Nachrichten, Zeugnisse und Briefe der Königin selbst die ganze Sache bewiesen und so klar bewiesen worden, daß man sie vor Augen zu sehen glauben muß; doch will ich noch das Zeugniß des Volks anführen, das doch auch nicht übersehen werden darf; denn einzelne Leute täuschen und werden getäuscht, allein Niemand ist doch im Stande, Alle zu täuschen,

und wird nicht von Allen getäuscht. Das Zeugniß des Volkes aber ist folgendes: Wenn die Königin sonst unter das Volk zu kommen pflegte, so vernahm man gemeiniglich Zurufungen, wodurch ihr Heil und Glück gewünscht wurde, entweder in Ausdrücken wahrer Liebe oder der Schmeicheley; allein als sie sich nach der Ermordung des Königs nach dem Schlosse begab und durch die bevölkertsten Straßen der Stadt ging, herrschte das tiefste und düsterste Schweigen. Und als ein einziges Weib aus der Menge gerufen hatte: Gott erhalte die Königin! so rief ein anderes, so daß es alle Menschen hören konnten: Möge es Jedem nur so ergehen, wie er es verdient hat!

Ob nun gleich sich Alles so verhält, wie ich angegeben habe, so giebt es doch Leute, welche sich nicht entblöden und behaupten, es sey nicht nur hart, sondern auch grausam mit der Königin verfahren worden, weil man sie nach einer so abscheulichen Handlung von der Regentschaft entfernt habe, und wenn sie auch die That nicht läugnen können, so klagen sie doch über die Strafe. Ich glaube nicht, daß irgend Jemand so unverschämt seyn wird, zu behaupten, daß eine so furchtbare That

überhaupt hätte ungestraft bleiben sollen. Allein wenn jene sich über die zu große Strenge der Strafe beschweren, so fürchte ich, alle gute Menschen werden eher der Meynung seyn, man habe zu nachlässig und schlaff gehandelt, da man eine so leichte Strafe über ein Vergehen verhängt habe, dessen Abscheulichkeit kaum früher seines Gleichen gehabt habe. Denn wie kann man zu hart verfahren gegen den Urheber einer so frechen Handlung, wodurch alle göttlichen und menschlichen Gesetze verletzt, verhöhnt, ja gewissermaßen verlöscht worden? Jedes Verbrechen hat seine bestimmte Strafe, entweder nach göttlicher oder menschlicher Verordnung, und nach den Abstufungen der Verbrechen sind auch Abstufungen der Strafen vorhanden. Wenn Jemand einen Menschen getödtet hat, so ist das an sich schon eine entsetzliche That; allein wenn er nun gar seinen vertrauten Freund umgebracht hat? oder seinen Vater? oder wenn alle diese Verbrechen in einer einzigen That enthalten sind? Gewiß, dann kann weder der Verlust des Lebens, noch körperlicher Schmerz, noch was sonst der Richter als Strafe ersinnen mag, zur Sühne hinreichen. Welche dieser Vergehungen ist nicht mit in dieser Uebelthat

enthalten? Ich will die gewöhnlichen Rücksichten nicht berühren, daß nehmlich ein junger Mann von Stande, ein Unschuldiger, ihr Landsmann, ihr Verwandter, ihr leiblicher Vetter ermordet worden; man entschuldige die That, wo möglich, damit, daß man sage: sie war ein unberathenes, junges Weib, voll Jähzorn, gekränkt und bis jetzt unschuldig in ihrem ganzen Leben; sie hatte nur einen ausschweifenden jungen Mann, einen Ehebrecher, einen unfreundlichen Gatten, einen grausamen König getödtet.

Gesetzt nun auch, alle diese Punkte wären hier zu berücksichtigen, so würden sie doch nicht hinreichen, eine völlige Straflosigkeit zu begründen, sondern blos Mitleid zu erwecken. Allein was sagt ihr, da alle diese Dinge nur falsche Vorwände sind? Die That selbst an sich ist abscheulich, bey einem Weibe ist sie etwas Ungeheures; bey einer Frau, die nicht allein unbeschreiblich geliebt, sondern fast angebetet ward, ist sie unglaublich. Und da sie begangen wurde gegen den, dessen Alter so sehr Verzeihung forderte, dessen herzliche Zuneigung Liebe begehrte, dessen Verwandtschaftsnähe Achtung gebot, dessen Unschuld Nachsicht verdient hätte; an einem jungen

Manne, sag' ich, bey dem auch nicht die geringste Veranlassung zu Rache und Haß angeführt werden kann; und da sie hier so begangen worden, daß sie alle nur für wahre Verbrechen verdiente Martern überstieg, welchem Grade von Grausamkeit müssen wir das nicht beymessen? Möge man in diesem Falle auch einige Rücksicht nehmen auf den Fürstennamen, auf die Tugend der Königin; ich gehöre nicht zu denen, welche einer außerordentlichen Strenge der Gesetze, nicht einmal bey der Anwendung derselben auf Privatpersonen, das Wort reden; — allein bey einer so entsetzlichen Unthat alle Kraft der Gesetze auflösen, und wo kein Maaß ist im Begehen von Verbrechen, unter alles Maaß der Strafe herabsteigen wollen, heißt alle Gesetze entkräften und die ganze menschliche Gesellschaft zerrütten. In dieser einen entsetzlichen That liegt eine solche Menge schlechter Handlungen unter einander gemischt, ein solches Vergessen aller natürlichen Regungen, eine so ausgesuchte Grausamkeit bemerklich, daß man sich's nicht schlimmer denken kann. Alles Weitere übergehe ich.

Ich will nicht neugierig die Handlungen der Fürsten untersuchen, ich will sie nicht auf der ge-

meinen Waage wägen, ich will sie nicht auf den gewöhnlichen Kreis der Pflichten beschränken. Giebt es Etwas, das ohne große Beleidigung des Rechts kann begangen werden, so will ich es gern unbesprochen lassen; giebt es Etwas, das eine Entschuldigung zuläßt, entweder in Hinsicht des Alters, oder des Geschlechts, oder der Unberathenheit, ich will es nicht hervorheben. Allein es bleiben, wenn auch alle andere übergangen werden, zwey furchtbare Verbrechen zurück, die man ihrer Größe wegen nicht genug verabscheuen und wegen ihrer schädlichen Folgen nicht streng genug bestrafen kann, ich meyne die Verletzung ehelicher Treue und königlicher Majestät; denn die Ehe enthält, wie der Apostel sagt, ein großes Geheimniß, sie umschließt in sich alle niedere Pflichten, und wenn sie gebrochen wird, werden alle andere auch zerrissen. Wer seinen Vater mißhandelt, scheint alle Ehrfurcht vor der Natur aus seinem Herzen verbannt zu haben; allein um des Gatten willen wird Jeder wohl auch Vater und Mutter lieben. Von allen andern Pflichten sind die Abstufungen und Spuren nicht so bey den niedern und rohern Geschöpfen zu finden; allein es giebt kein lebendes Wesen, das nicht einiges Gefühl von ehe-

licher Liebe hätte. Wer also dieses Geheimniß (Mysterium) nicht nur verletzt, sondern auch verachtet, untergräbt nicht nur die Fundamente der menschlichen Gesellschaft, sondern zerrüttet, so viel an ihm ist, selbst die Ordnung der Natur. Wer den König aber, der das ächte Ebenbild Gottes auf Erden ist, ich will nicht sagen, verletzt, sondern ihn auf eine ungewöhnliche Art grausam behandelt, so daß er sich in seiner ungezähmten Rachsucht nicht mit einfachen Martern begnügt, scheint der nicht, so viel an ihm ist, Gott selbst aus dem Himmel vertreiben zu wollen? Welche Zuflucht zur Gnade und Barmherzigkeit haben sich also Diejenigen offen gelassen, die bey Befriedigung ihres ungerechten Hasses nicht nur alles Maaß der Grausamkeit, sondern fast das Unglaubliche überschritten haben.

Allein sie werden sagen, man soll ihrer edeln Abkunft, ihrer Würde, ihres Alters schonen. Gern! Wenn sie das nur auch bey ihm geschont hätte, wo alle diese Rücksichten noch wichtiger oder wenigstens ganz gleich waren. Die Majestät des königlichen Namens soll ihr zu statten kommen? Sie hat ja selbst das Beyspiel gegeben, was dieser Name zur Rettung eines Menschen hilft. Mögen wir unsere

Sicherheit derjenigen anvertrauen, die als Schwester den Bruder, als Gattin den Gemahl, als Königin den König zur Schlachtbank geführt hat? Mögen wir der unsere Sicherheit anvertrauen, die weder durch die Schaam von Unkeuschheit, noch durch Weiblichkeit von Grausamkeit, noch durch Religion von Gottlosigkeit abgehalten wurde? Sollen wir auf ihr Alter, ihr Geschlecht, ihre Unberathenheit Rücksicht nehmen, da sie ohne alle Ursache zum Hasse dies Alles nicht achtete an ihrem Verwandten, ihrem Könige, ihrem Gemahle? Da sie ihren ungerechten Zorn auf eine Art zu befriedigen gesucht hat, daß man glauben sollte, sie wäre dazu gereizt worden durch Menschen, die ihr nicht durch Verwandtschaft verbunden, sondern ihrer Willkühr unterworfen, nicht mit ihr auf gleiche Lebensstufe gestellt, sondern ihrer Herrschaft und Grausamkeit unbedingt preisgegeben gewesen? Wenn wüthender Zorn, wegen Störung ihrer Freuden, Verhöhnung der Natur, bewaffnet durch ausschweifende Gewalt über Gut und Blut armer Unterthanen, triumphiren will, was haben wir denn uns vorzuwerfen, welcher Grausamkeit darf man uns denn bey unserm Benehmen beschuldigen? Daß wir ein Weib, welches ohne Maaß und Be-

scheidenheit ihre Gewalt, die ihr doch nur zum Besten und zum Schutze ihrer Unterthanen anvertraut worden ist, zu ihrer Zerstörung oder ihrem Verderben anwendet, unter die Vormundschaft und Aufsicht ihrer Verwandten und wohlhabender Freunde gestellt haben, und daß wir derjenigen, die wegen ihrer entsetzlichen Thaten hätte hingerichtet werden sollen, keine andere eigentliche Strafe auferlegt haben, als daß wir sie gehindert, noch mehr Unheil anzurichten? denn wir haben sie ja nicht ihrer Freyheit, sondern blos der ungezähmten Frechheit in bösen Thaten beraubt, wobey wir von guten Menschen mehr den Tadel zu großer Milde und Nachsicht, als von schlechten den der Grausamkeit fürchten.

(So habe ich denn Alles mitgetheilt, was mir von Buchanan hier nothwendig schien, der, wenn er auch nicht ohne Vorurtheil ist, doch als die beste Autorität betrachtet werden muß, da er einer der Hofleute zu jener Zeit war und wohlunterrichtet von Allem, was vorgieng; daher erschien er auch in der Folge als einer von des Königs Commissarien vor der Königin von England.)

G o o d a l l.

(Dieser Mann tritt als Mariens Vertheidiger in so fern auf, als er die von Buchanan, als Hauptbeweise für der Königin Schuld angeführten Briefe für untergeschoben und unächt erklärt. Er entwickelt in seiner Schrift die Gründe für seine Weisung umständlich, allein der deutsche Leser durfte sich wohl mit einem Auszuge begnügen, der hier folgt. Campbell (der englische Herausgeber der Briefe) entscheidet sich selbst nicht für Goodall's Ansicht, sondern überläßt dem Leser selbst zu urtheilen.
D. Uebersetzer.)

Warum die Commissarien der Königin Maria diese Briefe nicht widerlegen konnten; davon liegt der Grund darinnen, daß sie die vermeintlichen Originale nie zu Gesicht bekamen, ja nicht einmal die Copieen, die sich in den Händen der Königin von England befanden, ob sie sie gleich oft verlangt hatten. Ja Elisabeth erklärt, sie wolle den Beweis von Murray's Anklage der Königin, seiner Souverainin, annehmen, ohne daß sie selbst gehört worden war, und das geschah auch. Allein da die besondern Punkte dieser Anklage vor der Königin

Maria geheim gehalten wurden, wie vor ihren Commissarien, so blieb ihnen kein anderes Mittel, als sie blos abzuleugnen. Dieses geschah denn auch; sowohl die Königin selbst als ihre Commissarien in ihrem Nahmen läugneten durchaus, daß sie jemals an irgend Jemanden in solcher Absicht geschrieben habe, und betheuerten, daß wenn dergleichen Schriften existirten, diese falsch, nachgemacht, untergeschoben und von Murray, Morton und ihren Spießgesellen selbst erfunden seyen, und dies wollten sie beweisen, vorausgesetzt, daß man ihnen Einsicht zu nehmen gestatte von den vermeintlichen Originalien, so wie Copieen davon zu machen, allein weder das Eine noch das Andere konnten sie jemals erreichen; ohne dies aber ließ sich auch nichts thun.

Aus einem Briefe des Bischofs von Roß an die Königin Elisabeth, datirt vom 17. Dezbr. 1568. erhellt allerdings, daß er eine allgemeine Nachricht über diese Briefe und deren Inhalt, auf mündlichen Wege entweder von einigen der englischen Commissarien, oder, was noch wahrscheinlicher ist, von dem Secretair Maitland erhalten habe; wodurch er denn, so unvollkommen sie auch seyn mochte, in den Stand gesetzt ward, einige starke Verdachtsgründe, daß sie

untergeschoben, und an sich mangelhaft seyen, aufzustellen, allein er verfiel zugleich hinsichtlich derselben in einige kleine Irrungen, wie sich das wohl erwarten ließ, bey Jemanden, der aus dem Gedächtnisse über Schriften sprach, von denen er bloß gehört hatte. So wurden denn auch seine Anmerkungen nicht beachtet.

Weil nun die Königin Maria und ihre Commissarien sahen, daß sie durchaus kein Mittel erhalten konnten, sich zu reinigen, oder den Verdacht der die Königin befleckte, abzuwehren, so beschlossen sie, statt vertheidigungs- angriffsweise zu verfahren. Sie klagten Murray, Morton und ihre Spießgesellen als Urheber, Erfinder und einige davon als Vollführer der Mordthat (an dem König nehmlich) an, und erboten sich den Beweis gegen sie zu führen; diese von Marien nur mit Widerstreben ergriffene Auskunft, versetzte die Elisabeth und ihren Hof in nicht geringe Verlegenheit. Das hatte man nicht erwartet. Es wurde nun auf Mancherley gesonnen, den tödtlichen Streich abzuwehren. Sie wußten alle recht wohl, daß die Anklage gegründet war, daher durfte es denn auch zu keinem ordentlichen Prozesse

kommen. Etwas mußte indessen gethan werden, ihr gesunkenes Ansehen zu heben.

Murray und Morton wußten wohl, daß es hauptsächlich auf sie abgesehen sey; deshalb entschlossen sie sich, nämlich ehe die Klage förmlich angebracht wurde, die Sache nicht durch eine ordentliche Verhandlung, sondern durch einen Zweykampf zu entscheiden, der von einem von ihnen, entweder in Person oder durch einen Stellvertreter, gefochten werden sollte. Zu dem Ende vermochten sie den Patrick Lord Lindsay, einen unbesonnenen Mann, den sie als ein bloßes Werkzeug brauchten, dem Lord Herries eine Ausforderung zuzusenden, weil Sr. Gnaden den Lord-Regenten Murray und seine Genossen des Königsmordes beschuldige. Das that er denn auch den 22. Dezember.

Lord Herries aber wollte mit keinem ihrer Stellvertreter bey dieser Gelegenheit fechten, sondern blos mit den Hauptpersonen, „denn," sagte er, „Hochverräther müßten ihren Verrath selbst bezahlen." Allein Murray und Morton hatten ihre eigene Haut zu lieb, um sie, wie die des Lord Lindsay, der Gefahr auszusetzen. Sie wandten sich nun demüthigst an den Earl von Leicester, den Günstling der Königin

Elisabeth, um durch seinen Beystand den Lord Herries zu besänftigen. Jener ließ daher diesem Edelmanne sagen, er möchte noch denselben Tag am Hofe erscheinen, wegen eines wichtigen Begehrens des Earl von Murray, Lord Herries weigerte sich durchaus den Murray zu sehen, es müßte denn seyn, daß er entweder die Anklage eingestehen, oder die an demselben Tage zwischen ihm und Lindsay gewechselte Ausforderung anerkennen wollte, wovon er dem Leicester eine Abschrift zusandte, mit der Versicherung daß, wenn seine Gegenwart deshalb nöthig sey, er, wenn Gott ihm das Leben friste, nicht verfehlen werde, zu der Stunde zu erscheinen, welche Seine Herrlichkeit ihm bestimmen möchte.

Diese Antwort machte die Sache nur schlimmer. Feigheit erlaubte dem guten Regenten, so wie Morton, nicht zu fechten, und das Bewußtseyn der Schuld hinderte sie dem Prozesse die Stirne zu bieten. Sie wandten sich an die Königin Elisabeth und diese wußte Anstalten zu treffen, daß jene ihre Absicht erreichten, und weder zu fechten, noch sich einem gegen sie einzuleitenden Criminalprozesse auszusetzen brauchten.

Der Bischof von Roß und Lord Herries be-

klagten sich laut über dieses schlechte, partheyische Benehmen, und doch kannten sie nur die Hälfte davon. Was würden sie gesagt haben, wenn sie das Ganze gekannt hätten?

Die Königin Maria kam in England an, den 16. May 1568 und Anfangs Juny hatte der Regent Murray sich freywillig erboten, sie des Mordes an ihrem zweyten Gemahle vor der Königin Elisabeth anzuklagen, welches Anerbieten auch diese recht freudig aufnahm, wie aus einem Briefe von ihr an Murray vom 8. Juny erhellt.

Als Murray bemerkte, wie angenehm dieses Erbieten der Elisabeth war, so benutzte er dies, um sogleich für seine Sicherheit zu sorgen, indem er äußerte, daß das Unternehmen für ihn gefährlich werden könne, wenn sein Beweis, daß die Königin Maria in die Ermordung ihres Gemahls eingewilligt habe, der sich auf die Briefe derselben gründe, die er in Händen habe, nicht hinlänglich befunden werden sollte. Er wünsche daher, daß die Abschriften davon, welche sein Diener Mr. John Wool in Händen habe, und die in die Landessprache übersetzt worden, von den Richtern erst untersucht werden möchten, um zu bestimmen, ob, wenn die Originale da-

mit übereinstimmten, ein Beweis auf dieselben sich gründen lasse. Er mißtraute daher offenbar diesen Briefstücken, und machte sie verdächtig.

Die Vergleichung der vermeintlichen Copieen oder Uebersetzungen aus dem Französischen ins Englische wurde auf Befehl der Elisabeth veranstaltet, offenbar in der Absicht daß die Originale, wenn sie mit den Abschriften übereinstimmten, als volle Beweise der Anklage angesehen werden sollten.

Dieses war die abscheuliche Verschwörung zwischen der Elisabeth und Murray die im Monat Juny geschlossen wurde, so daß ihm nun nichts weiter zu thun oblag, als die Briefe zu produziren und zu schwören, daß sie von Mariens Handschrift seyen. Die einzige Schwierigkeit war nun diese, die Königin dahin zu bringen, daß sie sich zu einer Art von Conferenz und Verhandlung mit ihren Rebellen bequemte. Man bediente sich dazu einer Menge von Chikanen, und wußte sie zu überreden, Alles zwecke blos darauf ab, ihre Unterthanen zu dem ihr schuldigen Gehorsam zurückzuführen, und solche Maßregeln zu nehmen, daß sie in Zukunft sich der vollkommensten Sicherheit erfreuen könnte. So willigte Maria endlich ein.

Allein es kam anders, als sie dachte. Die Commissarien hielten ihre erste Sitzung den 25. November, und da dieser Tag mit Niederlegung von Protestationen, Vorzeigung der Vollmachten, Abnahme der Eide und dergleichen Dingen zugebracht wurde, erhielt Murray erst den Tag darauf von den englischen Commissarien eine vollkommen befriedigende, schriftliche Antwort auf seine Bedenklichkeiten und seine Wünsche, und sie empfingen dagegen von ihm die Anklage der Königin, die er schon in Bereitschaft hatte, die er jedoch nicht eher vorlegen wollte, als nach einer feyerlichen Protestation, worinnen er für sich und seine Genossen betheuerte, daß sie sich nur höchst ungern zu einem solchen Schritte entschlossen hätten, ja daß sie bereit wären, mit dem Verluste aller Lebensgüter, den guten Ruf ihrer Monarchin wieder zu erkaufen, wenn sich das thun ließe u. s. w.

Jeder, welcher bedenkt, daß sie ihre Briefe erst vor ihrem geheimen Rathe im Dezember des Jahres 1567 producirten, und nachdem sie die Akte ihres Rathes darüber in einen Akt ihres Parlaments umgewandelt hatten, die sie im April 1568 drucken ließen, daß sie ihre Briefe nach London sandten, um

untersucht zu werden, und im Juny, wie wir gesehen haben, einen ordentlichen Handel damit trieben, und sie endlich im Oktober zu York vorzeigten, der wird leicht finden, daß kein geringer Entschluß dazu gehörte, diese Protestation vor denselben Männern niederzulegen, denen sie Alles zuvor mitgetheilt hatten, und wenn es auch ihre Freunde waren. Ob hier die Keckheit oder die Heucheley größer sey, wage ich nicht zu entscheiden.

Aus dieser Darstellung des Vorgangs ist es klar, daß die Königin Elisabeth, da sie sahe, daß nun gerades Weges zur peinlichen Anklage der Königin Maria geschritten werden müsse, Niemand anders dabei gebrauchen konnte, als gerade diejenigen, welche ihre Krone geraubt und sich ihrer Schätze bemächtigt hatten, so unpassend sie auch eigentlich dazu seyn mochten. Denn sie allein hatten die Beweise, indeß wenig andere daran glaubten, und so war sie auch genöthigt dieselben Menschen als Zeugen für ihre eigene Anklage zuzulassen. Wie konnte sie, nachdem dies geschehen war, mit Ehren ihre Hauptbeweismittel der öffentlichen Prüfung aussetzen, oder Gelegenheit geben, die Ermordung des Königs gar auf die Ankläger und Zeugen selbst zu wälzen.

Das letztere würde offenbar ihren ganzen Zweck vernichtet, und alle ihre List unnütz gemacht haben, und die Gefahr, die Beweise in Gefahr zu setzen, war nicht minder groß, denn hätte man sie als untergeschoben befunden, welches sie mit Gewißheit befürchtete, so würden Roß und Herries sicherlich die ganze Welt mit ihrem Geschrey deshalb erfüllt haben. Auch konnte man nicht ohne Grund vermuthen, daß Herries's Schwerdt nicht länger ruhig in der Scheide geblieben seyn würde, Murray oder Morton möchten nun die Ausforderung angenommen haben oder nicht.

Allein diese furchtbare Catastrophe wurde vermieden, wenn die Briefe keinem Menschen zu Gesichte kamen als Murray's Parthey und dem englischen Hofe, uad so blieben sie denn ein tiefes Geheimniß, bis zum Jahre 1571 nachdem Morton zum zweyten Mahle in London gewesen war mit der Königin silbernen Kästchen, worinnen ihre (Murray's und Mortons) Briefe waren. Es wurde nun in einer Conferenz mit der Königin Elisabeth und deren Ministern von den letztern beschlossen, sie sollten zu London, nebst George Buchanan's Detection in lateinischer und schottischer und das folgende Jahr

in französischer Sprache gedruckt werden. Mit denselben zugleich erschien eine Schrift Cecils, ihren Credit zu unterstützen, worinnen jedoch fälschlich vorgegeben ward, daß sie in Schottland gedruckt worden seyen.

Denn zu welchem Ende sie damals gedruckt worden, das erfahren wir von Elisabeth und ihren Ministern selbst, in ihren Instruktionen vom Jahre 1571 an einen ihrer Gesandten oder Residenten in Frankreich. Nach mehrern unbedeutenden Gründen, um den König von Frankreich zu bestimmen, daß er sich nicht für die Königin Maria verwenden möchte, findet sich folgende merkwürdige Vorschrift:

„Und hier würde es nicht unrecht seyn, einige Exemplare von Buchanans kleinen lateinischen Büchern bey der Hand zu haben, um sie, nöthigen Falls, dem Könige, als geschehe es durch euch selbst, und einigen der andern Edlen seines Rathes, zu übergeben, denn sie werden den Zweck erreichen, sie in Ungunst zu setzen, welches geschehen muß, ehe andere Absichten erreicht werden können."

Auf diese Art und zu diesem Zwecke wurden die Briefe durch die Königin Elisabeth bekannt gemacht und in der Welt verbreitet, aber wahrhaftig

nicht zum Besten der Königin Maria, denn sie war längst in ein Gefängniß gesetzt worden, und jetzt wurde der Bischoff von Roß, ihr Gesandter in ein anderes gesetzt; so daß sie wenig von den Streichen erfahren konnten, die in Beziehung auf sie in der Welt vorgingen. Und hätten sie auch eine größere Freyheit genossen, so ist es möglich, daß sie auch die Untergeschobenheit nicht aus einer gedruckten Copie hätten beweisen können. Jedermann weiß ja, daß sich verschiedene Anzeichen der Unächtheit, bey einer vermeintlichen Originalhandschrift nachweisen lassen, welche bey einer Copie, sie mag gedruckt oder geschrieben seyn, gänzlich verlohren gehen müssen. Freylich, wenn sie ihre volle Freyheit genossen hätten, wie es hätte seyn sollen, dann würde ohne Zweifel dieses, so wie viele andere, nicht minder abscheuliche Verbrechen — wie die Königin selbst ausdrücklich sagt — ans Licht gebracht worden seyn.

Leute von schwachem Verstande haben dies als hinreichende Beweise der Schuld der Königin angesehen, weil in einigen Punkten die gewöhnliche Form des schriftlichen Beweises beobachtet zu seyn schien. Allein Andere von einiger Scharfsicht, haben in Hinsicht der Königin Elisabeth und Murray's

Parthey die ganze Geschichte nur als ein Possenspiel und Betrügerei betrachtet, allein da die stärkern Beweise für die Wahrheit ihrer Vermuthungen bis auf diesen Tag geheim gehalten wurden, so konnten sie nicht deutlich zeigen, daß dem so war. Sie machten ihre Einwendungen gegen den Styl der Briefe, welcher wirklich auch sehr von der Schreibart der Königin abweicht, und dieses verbunden mit andern Andeutungen bildet einen starken Beweis gegen dieselben, allein wenige sind fähig die ganze Stärke davon zu empfinden, und wenn Jemand auch seiner Seits von Etwas dieser Art vollkommen überzeugt ist, so wird es ihm doch nicht leicht werden, Andere davon zu überzeugen.

Diese und ähnliche Schwierigkeiten haben einige unserer eigenen Landsleute diese Sache als einen geheimnißvollen Abgrund ansehen lassen, der, wenn sie wohl glaubten, er habe einen Grund, doch ihrer Meynung nach, schwer jemals ermessen werden möchte. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Bayle und Andere seines Gleichen diese Sache als einen Grund für ihren historischen Pyrrhonismus betrachten.

Die in Frage stehenden Briefe scheinen zuerst öffentlich vorgebracht worden zu seyn, in Murray's geheimen Rathe bei Gelegenheit einer Zusammenkunft am 4. Dezember 1567.

Zunächst wurden sie wieder produzirt in Murray's Parlamente denselben Monat.

Drittens wurde eine Uebersetzung derselben (wie Murray sie nennt) nach London gesandt, um vom Rathe daselbst untersucht zu werden, im Anfange des Juny 1568.

Zum vierten Mahle erschienen sie, als Morton sie, das Kästchen und Alles an Murray überlieferte, in seinem Geheimen Rathe, den 16. Sept. 1568.

Privatim wurden sie den englischen Commissarien gezeigt zu York, von vieren aus Murray's Gefolge, unter denen auch Georg Buchanan war, den 10. Oktober 1568.

Sie wurden vor den englischen Commissarien zu London produzirt, den 8. Dezember 1568, und von ihnen untersucht, verglichen und eingeschrieben.

Zum letzten Mahle kamen sie zum Vorscheine in Lenox's Geheimen Rathe, wo sie an Morton zurückgegeben wurden, der dann nach London ging,

am 22. Januar 1571, und hier wurden sie ebenfalls schriftlich eingetragen.

Allein weder die vorgeblichen Originale noch irgend einige dieser Einschreibungen lassen sich gegenwärtig auffinden, ob man gleich keine geringen Nachforschungen deshalb gehalten hat.

Morton hatte die Originale wieder in die Hände bekommen und bey ihm sind sie geblieben, bis er den 27. Juny 1581 des Königsmordes angeklagt wurde. Nachher übernahm der Earl von Angus, sein künftiger Erbe, die Besorgung seiner Angelegenheiten, so lange bis der Ausgang des Prozesses über ihn entschieden haben würde und so fiel denn auch das Kästchen mit den Briefen in seine Hände, und wurde dann immer bey ihm und seinen Nachfolgern aufbewahrt, denn ich finde, daß ein unbenannter Geschichtschreiber, der über die Restauration Königs Karls II. geschrieben hat, behauptet, das Kästchen nebst den Briefen sey zu dieser Zeit bey dem Marquis von Douglas zu sehen gewesen, und man glaubt, sie befänden sich noch jetzt bey der Familie, obgleich Andere sagen, sie wären seitdem zu Hamilton gesehen worden. Wie Schade, daß man sie nicht aufgesucht und in Erz gegraben hat!

Die gerichtlichen Abschriften dieser Briefe würden uns eben so wenig nützen um die Unächtheit ans Licht zu ziehen, als die gedruckten Copieen, so daß wir uns um dieselben nicht sehr zu bekümmern brauchen. Die Extracte solcher Paragraphen aus ihnen, welche den englischen Commissarien am meisten zweckdienlich schienen, sind noch jetzt zu sehen. Die Briefe wurden gedruckt zu London im Jahr 1571 zu Ende von Buchanans Detection, drey in lateinischer, alle in schottischer Sprache, wo man sich bemüht hatte, den schottischen Dialekt recht beyzubehalten, damit man glauben möchte, sie wären, wie Cecil vorgab, in Schottland erschienen, allein ihre Besorglichkeit in dieser Hinsicht läßt sie die alte englische Aussprache oft für die schottische nehmen, so daß sie nat statt not setzen u. dergl., und dadurch verriethen sie sich selbst.

Die erste Ausgabe der Detection und der Briefe in französischer Sprache wurde ebenfalls zu London veranstaltet, obgleich auf dem Titelblatte stehet, daß sie zu Edinburg von Thomas Walten gedruckt seyen, wie denn dies daraus erhellt, daß sie einen Bericht geben von der Hinrichtung des Mother und Barney, die nach ihrem Anführen im Anfange des

Jahres 1572 Statt gefunden hat. Diese Männer aber wurden gehängt und geviertheilt, nach englischer Sitte, den 11ten Februar, wegen Verraths gegen Cecil, und der Druck des Buches ist beendigt worden den 23ten desselben Monats, wie darinnen selbst steht, daher muß es zu London, und nicht zu Edinburg gedruckt worden seyn.

Es war eine gemeine Sitte in jener Zeit, daß wenn es der englische Hof für gut hielt, irgend eine Schmähschrift oder ein Pamphlet ausgehen zu lassen, man auf den Titel setzen ließ: gedruckt in Schottland. So diese Ausgabe der Detection die Bücher de furoribus gallicis; le Reveille matin, französisch und lateinisch, Junius Brutus u. s. w.

In demselben Jahre 1572 erschienen die Detection und die Briefe zu St. Andrews in Schottland, bey Robert Leckprevick, und diese möchte James Anderson gern für die erste Ausgabe ausgeben, so auch uns überrden, daß sie von Buchanan selbst aus dem Lateinischen übersetzt worden sey. Daß sie in England vor dieser Zeit gedruckt sind, wie schon bemerkt worden, das lernen wir aus Alexander Hay's Briefe an Knox, vom 14. Dezember 1571, und daß die Uebersetzung von andern Personen

verfertigt worden sey, welche den wahren Sinn des Lateinischen nicht immer richtig gefaßt haben, das ließe sich, wenn die Sache von einiger Bedeutung wäre, des weitern erweisen; wer sich davon überzeugen will, wird Beyspiele finden in Mr. James Suddman's Noten zu diesem Werke. Alle diese Ausgaben wurden zu Rathe gezogen bey dem Abdrucke der Briefe in diesem Buche.

Noch ist zu bemerken, daß die Ausgaben in schottischer Sprache acht Briefe enthalten, die in französischer aber nur sieben. Murray legte den englischen Commissarien wirklich acht vor, allein sie warfen ruhig einen aus dieser Zahl heraus und nahmen bloß die übrigen sieben an. Daher fehlt denn auch dieser eine in der französischen Ausgabe, welche ganz gewiß zu London von Cecil besorgt worden ist, troz seiner Vorstellung und seiner Betheuerung des Gegentheils sowohl in dem Buche selbst, als anderwärts. Er war es, der das Supplement am Ende derselben gegen die Königin und den Herzog von Norfolk aufsetzte, und Alles zur Bekanntmachung in Bereitschaft hielt, sobald der Herzog enthauptet seyn würde, was, wie er erwartete, den 12. Februar 1572 Statt finden sollte.

Allein da sich dies einige Zeit zu seinem großen Leidwesen verzögerte, so hatte er einige Abänderungen zu machen, und so wurde denn das Buch erstlich den 13. dieses Monats in der Druckerei fertig.

Murray und Morton hatten in ihrem geheimen Rathe die Verabredung getroffen, daß die Briefe für der Königin eigene Hand und von ihr selbst herrührend sollten erkannt werden. Sie hatten dies auch in der darüber ausgefertigten Akte geäußert, und behauptet: sie seyen von der Königin geschrieben und unterschrieben worden. Allein, welche Nachlässigkeit! als sie vor dem Parlamente produzirt werden sollten, war die Unterschrift hinzuzufügen vergessen worden, und da sie einmal so öffentiich ohne dieselbe erschienen waren, konnte sie nachher nicht supplirt werden; auch das Siegel, scheint es, und die Aufschrift waren vergessen worden. Keine ganz unbedeutenden Mängel.

Das Parlament konnte daher nicht finden, daß sie von ihr unterschrieben seyen, allein als Solographe (ganz von eigener Hand geschrieben) erkannte es sie, es heißt auch nur in der Parlamentsakte: sie seyen ganz von ihrer Hand geschrie-

ben; alles Uebrige in der Akte ist in Murray's eignen oder in seiner Räthe Worten ausgedrückt.

Man könnte vielleicht sagen, daß es Beweises genug sey, wenn das Parlament gefunden, daß sie von ihr geschrieben seyen, wenn auch die Unterschrift fehle. Allein wer diesen Einwand machen will, muß uns auch darüber Auskunft geben, wie Papiere, von denen den 4. Dezember eine Versammlung von 28 Personen behauptet hat, sie seyen unterschrieben gewesen, nachher als nicht unterschrieben zum Vorschein kommen, und daß auch nachher von denselben Personen nie behauptet worden, daß sie es gewesen, da sie doch so oft erwähnt werden. Denn obgleich dieser Umstand ziemlich unbedeutend scheinen mag, so wird doch jeder Denkende, der ihn reiflich überlegt, einsehen, daß man die Absicht hatte, die Briefe dem Parlamente mit der förmlichen Unterschrift der Königin vorzulegen, es mag es auch ein Zufall, welcher es wolle, verhindert haben. Und dann ist es doch schwer zu glauben, daß sie einen dieser Briefe eher geschrieben als unterschrieben habe, wenn es auch das Parlament beschworen hatte.

Wollte Jemand sich verwundern, wie das

Parlament eine Akte habe in seinem Namen können ergehen lassen, worinnen es hieß: diese Briefe wären der Königin eigene Handschrift, so verweise ich denselben auf die Gründe, welche eine zahlreiche Versammlung der bedeutendsten Personen des Königreichs, von denen viele daselbst zugegen waren, für ihre Benehmen anführen, und welche alle darauf hinaus laufen, daß sie keinesweges über die Schuld der Königin dadurch hätten entscheiden wollen; sondern sie hätten, wohl wissend, daß ihnen hier kein Richteramt zukomme, sich blos verwahren wollen gegen den Verdacht, als hätten sie eine Verurtheilung beabsichtigt, indem sie nur eine Meinung erklärt hatten. Viele von den Mitgliedern dieser Versammlung behaupteten aber auch geradezu, keiner dieser Briefe sey der Königin Handschrift.

Man muß überdies bemerken, daß diese Briefe in den schottischen geheimen Rath und das Parlament kamen, ohne daß man darüber Auskunft gab, wie und wann sie in die Hände der Ueberbringer gekommen wären. Dalgleish lebte damals noch, und wohl möglich, daß er geläugnet hätte, sie jemals besessen zu haben. Allein da er im folgenden Januar 1568 unter andern zu einem grausamen

Tode verurtheilt wurde, so sagte man, das Kästchen sey bey ihm deu 20. Juny 1567 gefunden worden, von wem jedoch, wird in keiner der beyden Quittungen angegeben, die sich darüber ausgestellt finden. Es scheint, daß Dalgleish nicht von Morton selbst sey ergriffen worden, und daraus würde dann in der Art, wie die Briefe von Hand zu Hand gegangen, eine Kunde entstehen. Sie kamen nehmlich, wie man gewöhnlich sagt, von der Königin an Nikolas Hubert oder dem Franzosen Paris, der sie dem Bothwell zustellte, von dem sie an Sir James Balfour kamen, der sie dem Dalgleish übergab, von dem sie von Morton genommen worden, der sie wieder dem Murray übergab, nachdem er sie, wie Murray bezeugte, an funfzehn Monate treulich und ehrlich verwahrt hatte. Allein daß Sir James Balfour oder daß Morton sie von Dalgleish hatte, kann Niemand behaupten, gestützt auf eine ursprüngliche Nachricht über diejenigen, welche jetzt erscheinen. Sie müßen wenigstens durch eben so viele Hände gegangen seyn, und wahrscheinlich durch mehrere noch, allein wir sind jetzt darüber im Dunkeln. Mortons Erläuterung über die Art und Weise, wie er dazu gekommen sey, die er vor den

englischen Commissarien den 9. Dezember 1568 widerlegte, müßten diese Sache ganz sicher aufklären; vielleicht wird es auch einst in der Folge geschehen, denn gegenwärtig kann sie nicht aufgefunden werden.

Daß Murray und Morton so bestimmt die Unterschrift der Königin beschworen, welche bloß aus sechs Buchstaben bestand, deren einer wohl hundert in einem Tage nachmachen konnte, so daß weder sie selbst, noch einer von ihnen im Stande gewesen wäre, einen Unterschied darinnen zu entdecken, das zeugt von einer solchen Kühnheit und Entschlossenheit, das einmal Begonnene auszuführen; welche bey Männern, die mit der Natur von Schriften und Eiden bekannt seyn mußten, keinen andern Namen verdient, als den — eines vorsetzlichen Meineides. Alle Leute werden wahrscheinlich den Grund dieser Bemerkung nicht hinlänglich einsehen, allein der größte Theil der Schönschreiber und Kupferstecher weiß, daß dem so ist, und diese sind die competentesten Richter, was mir genug ist. Sie beschworen zugleich, daß der Earl von Huntley das Papier (nehmlich den Ehecontract in schottischer Sprache datirt, Seton den 5. April 1567) geschrieben habe, worauf sich diese Unterschrift befand;

hätten sie denn also nicht auch seine Handschrift zerreißen, oder ihn zu Anerkennung der Thatsache auf irgend eine Art bewegen sollen?

(Nachdem Goodall mehrerer Nebenbeweise gedacht hat, wodurch die Ankläger der Maria die Aechtheit der in Frage stehenden Briefe zu erhärten gesucht, und die er alle sehr seicht und unhaltbar findet, fährt er also fort:)

Es bleibt noch ein anderes Zeugniß subsidiarischer Art übrig, welches nicht eher zum Vorschein kam, als fast acht Monate nachher, nachdem die Beweise der Anklage zu London schon geschlossen waren, und das gründete sich auf zwey Geständnisse eines gewissen Nikolaus Hubert, sonst auch der französische Paris genannt, der alle Briefe zwischen der Königin und dem Earl von Bothwell hin und her getragen haben soll. Das letzte Bekenntniß ist hier abgedruckt, da es das wesentlichste und in allen Punkten klarste ist. Es enthält nicht nur eine spezielle Nachricht, bey welchen Gelegenheiten diese Briefe geschrieben und abgesendet worden, sondern deutet auch seine Kenntniß von manchen merkwürdigen in denselben enthaltenen Punkten an, die ihm mitgetheilt worden waren, nebst den Umständen und

Beweisen, z. B. daß er selbst dem Earl nicht nur den ersten Brief, sondern auch die darinnen erwähnten Armspangen, überbracht habe; auch der Brief, welcher hier die letzte Stelle einnimmt, ist, so wie der Ring, der mit demselben übersandt worden seyn soll, durch seine Hände gegangen. Auf gleiche Art war er der Ueberbringer eines der Briefe wegen der Entführung, den er dem Earl zu eigenen Händen übergab, auch von ihm die Antwort darauf erhielt. Er giebt auch besondere Auskunft über der Königin Mitwissen, um den Anschlag und die Ausführung der Ermordung des Königs, welche keiner der Uebrigen, die als Theilnehmer dieses Verbrechens früher schon zum Tode verurtheilt worden waren, berührt hatte; denn Keiner von denen hatte überhaupt Etwas gegen die Königin ausgesagt. Mit einem Worte, er ist deutlicher in Beziehung auf die Schuld der Königin sowohl in Ansehung des Mordes und der Entführung als auf die des Earl, mit dem er bey beyden zugegen war. So daß, wenn er zu London sein Zeugniß mit einem gewissen James Crawford abgelegt hätte, diese verbundenen Aussagen gewiß alleu Widerspruch und Zweifel niedergeschlagen hätten; besonders wenn man noch bedenkt,

daß Paris eigentlich gegen sein eigenes Leben zeugt, und gerade deshalb zu einem grausamen Tode verurtheilt wurde, so daß man kaum glauben kann, er werde Etwas geäußert haben, was nicht vollkommen wahr gewesen.

Indessen mögen diese Handgriffe auch noch so deutlich und genau erscheinen, was muß aus ihnen werden, wenn die Briefe selbst als unächt anerkannt werden sollten? Und wie will Jemand im Stande seyn, sich für sie zu verbürgen? Es ist klar;, sie müssen miteinander stehen und fallen.

Allein wenn auch diese Briefe keinesweges die Thatsachen beweisen, welche sie beweisen sollen, so enthalten sie doch mancherley Schlechtes und Widriges und einem Weibe ganz Ungeziemendes, was ganz unmöglich aus der Feder dieser vorzüglich gebildeten Fürstin geflossen seyn kann. Sie hatte Etwas wahrhaft Edles in ihrem Gemüth, und war dabey in einem so hohen Range geboren, hielt so sehr auf ihre Würde und Ehre, selbst mitten unter den Schlägen des Glückes, auch nie, als mit ihrem letzten Athemzuge, entsagte sie dem Gefühle für Tugend und Anstand. Diese Briefe waren also offen-

bar von Murray's Parthey fabrizirt, deren Charakter sich darinnen deutlich aussprach.

(Hier folgt nun das erste Geständniß Nikolaus Huberts, genannt der französische Paris, vom 9. August 1569, dessen Hauptinhalt im Vorigen eben angegeben worden. D. Uebers.)

Ich habe nun der Hauptsache nach Mr. Goodalls Vertheidigung hier mitgetheilt, sagt Herr Campbell, und ich nehme jetzt von diesem Schriftsteller Abschied, indem ich nur noch die Schlußbemerkung seiner Vorrede anführe, woraus erhellen wird, daß der Vertheidiger und Compilator nicht ohne alles Vorurtheil war.

Was auch Alles zur Verkleinerung und Herabwürdigung dieser Fürstin gesagt worden ist, oder wer es gesagt hat, es ist unbedeutend; denn Maria, Königin von Schottland, übertraf alle andere regierende Häupter, die je auf Erden erschienen sind, dergestalt, daß, gleich als wäre sie nicht von sterblicher Natur gewesen, alle Kunstgriffe und Laster ihrer zahlreichen und boshaften Feinde nicht im Stande waren, auch nur ein einziges Verbrechen auf sie zu bringen, ja nicht einmahl eine Schwäche, möchte ich sagen, weder auf dem Throne, noch in

dem Gefängnisse, von ihrer Wiege bis zu ihrem Grabe, man müßte denn den Mangel an Allwissenheit und Allmacht ihr zu einem Fehler anrechnen. Dies ist die Wahrheit, und dies kann und soll bekannt werden zur Bewunderung und Freude guter Menschen und zur Beschämung aller andern, welche dem in Zukunft sollten zu widersprechen wagen.

Ich will mich mit Goodall, fährt Herr Campbell fort, nicht in eine kritische Untersuchung der Briefe einlassen, sondern meine Leser mögen sich ihr eigenes Urtheil darüber bilden.

(Es wäre aber doch gut gewesen, wenn Herr Campbell wenigstens das Resultat der Prüfung mit wenig Worten angegeben hätte.

D. Uebers.)

(Es folgt nun:

Eine kritische Untersuchung in Betreff der Ermordung des Königs Heinrich und der Aechtheit der Briefe der Königin an Bothwell, von William Robertson D. D., welche wir ebenfalls ihrem wesentlichen Inhalte nach den Lesern mittheilen, da das Urtheil eines Mannes, wie Robertson,

in einer solchen Sache von großer Bedeutung seyn muß. D. Uebers.)

Es ist nicht meine Absicht, sagt der Verfasser, mich in alle Streitigkeiten einzulassen, wozu die Ermordung des Königs Heinrich, oder die Briefe von Marien an Bothwell Veranlassung gegeben haben, noch weniger aber als ein Gegner irgend eines Schriftstellers aufzutreten, der davon gehandelt hat. Was ich beabsichtige, ist bloß, Andere in den Stand zu setzen, selbst über die streitigen Punkte urtheilen zu können, indem ich die auf jeder Seite angeführten Beweise so kurz, als es der Fall gestattet, und mit derselben Aufmerksamkeit und Unpartheylichkeit mittheile, welche ich bey Prüfung anderer streitigen Punkte in der politischen Geschichte anzuwenden versucht habe.

In Beziehung auf die Ermordung des Königs haben sich zwey verschiedene Systeme gebildet: Einige nehmen an: Bothwell habe den Anschlag und auch die Vollziehung des Mordes auf sich; die Andern schreiben ihn den Earls von Murray, Morton und ihrem Anhange zu. Die Entscheidung vieler Thatsachen in der Geschichte ist mehr eine Sache der Neugier als des Nutzens. Sie stehen ver-

einzelt da, und was wir auch von ihnen denken, das Gebäude der Geschichte selbst bleibt unberührt. Allein das hier in Frage stehende Faktum ist ein wesentliches, ein Grundfaktum, und je nachdem der Geschichtschreiber davon denkt, muß er auch die ganze folgende Erzählung verändern und gestalten. Ein historisches System kann aber auf zwey verschiedene Arten geprüft werden, entweder ob es mit der Wahrscheinlichkeit übereinstimmt, oder ob es durch passende Beweise unterstützt wird.

Diejenigen, welche des Königs Ermordung auf Bothwell wälzen, schließen folgendergestalt:

Maria's Liebe zu Darnley (ihrem Gemahl), sagen sie, war nur schnell entstandene jugendliche Leidenschaft. Die Schönheit seiner Person war sein Hauptverdienst; sein eigensinniges Wesen erregte bey der Königin den ersten Widerwillen, der sich bey verschiedenen Gelegenheiten äußerte; der Umstand, daß er sich in die Verschwörung gegen den Rizio einließ, verwandelte diesen Widerwillen in Indignation, die sie dann auch keinesweges zu verhehlen suchte. Dieser Bruch war vielleicht seiner Natur nach schon unheilbar; allein dem Könige fehlte auch obendrein ganz die Kunst und die Nachgiebigkeit,

welche hier allein hätte helfen können. Er erweiterte sich mit jedem Tage, und ein tiefer, festgewurzelter Haß verdrängte alle Reste der Zuneigung. Bothwell bemerkte das, und wurde durch Ehrgeiz, vielleicht auch durch Liebe, gespornt, darauf seinen Plan zu gründen, der für ihn, wie für die Königin, verderblich wurde. Er hatte Marien zu verschiedenen Mahlen treu und mit Erfolg gedient; durch Schmeicheley und Kunst wußte er sich bey ihr in Gunst zu setzen. Nach und nach gewann er ihr Herz. Um seine Liebe, wenigstens seine Ehrsucht zu befriedigen, war es nothwendig, sich des Königs zu entledigen. Maria hatte den Vorschlag zu einer Ehescheidung verworfen. Der König wurde ebenfalls von den Anhängern des Hauses Hamilton, einer ansehnlichen Parthey im Königreiche, gehaßt, dann auch von Murray, einer der mächtigsten und beym Volke am meisten beliebten Personen des Landes, dann von Morton und seinem Anhange, die er getäuscht, und welche Bothwell durch eine neuerliche Gunstbezeugung für sich gewonnen hatte. Unter dem Volke war Darnley in große Verachtung gefallen. Aus allen diesen Gründen erwartete Bothwell, daß der Mord des

Königs keine Untersuchung nach sich ziehen werde, und aus Mariens Liebe, seiner eigenen Geschicklichkeit und seinem Glücke schöpfte er das Vertrauen, daß seine Wünsche ihm nicht mißlingen würden. Was Bothwell erwartete, ging wirklich in Erfüllung. Maria, wenn auch in den Plan selbst nicht mit verstrickt, ließ doch eine Handlung zu, die sie von einem Manne befreyte, den sie wohl mit Grund verabscheuen mochte. Wenig Monde nachher vermählte sie sich mit einem Menschen, der der Vollziehung des Mordes verdächtig und angeklagt worden war.

Diejenigen, welche Murray und seinen Anhang mit der Schuld belasten, schließen folgendermaßen: Murray, sagen sie, war ein Mann von gränzenlosem Ehrgeize. Trotz der Illegitimität seiner Geburt, hatte er schon früh den Plan gemacht, sich des Thrones zu bemächtigen. Bey der Rückkehr der Königin nach Schottland wußte er sich ihrer Gunst zu versichern und die ganze Gewalt in seine Hände zu bringen. Er widersetzte sich jedem Ehevorschlage, der ihr gemacht wurde, damit ihm nicht die Hoffnung, dereinst zur Krone zu gelangen, entzogen werden möchte. Er haßte Darnley und

wurde nicht minder von ihm gehaßt. Um sich nun an ihm zu rächen, vereinigte er sich plötzlich mit Bothwell, seinem alten tödtlichen Feinde, in Freundschaft. Er ermunterte ihn zu Vollbringung des Verbrechens, indem er ihm Hoffnung auf die Hand der Königin machte.

Alles dieses geschah in der Absicht, die Königin selbst in den Verdacht zu bringen, an dem Morde Antheil zu haben, und unter diesem Vorwande den Bothwell zu vernichten, sie abzusetzen und einzukerkern, und dann das Szepter zu ergreifen, das er ihr aus den Händen gewunden hatte.

Das erstere dieser Systeme hat einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit, es ist in sich zusammenhängend und löset manchen Zweifel. In dem letztern hingegen sind manche Behauptungen falsch, einige Glieder in der Kette fehlen, und es erscheinen Wirkungen, von denen keine hinreichende Ursache angegeben wird.

Daß Bothwell die Schuld der Ermordung des Königs auf sich hatte, erhellet:

1) Aus den zusammentreffenden Zeugnissen aller gleichzeitigen Geschichtsschreiber.

2) Aus dem Bekenntnisse aller derjenigen Personen, welche als Helfer bey der Vollziehung des Verbrechens bestraft wurden, und welche in das kleinste Detail aller Umstände eingehen.

3) Aus dem Anerkenntniß von Mariens eigenen Commissarien, welche gestehen, daß Bothwell einer von denen war, die des Verbrechens schuldig befunden worden.

4) Aus dem ausdrücklichen Zeugnisse des Bischofs von Roß Lesley's.

5) Morton erklärte bey seinem Tode, daß Bothwell ihn zu verschiedenen Mahlen gebeten habe, an der Verschwörung gegen das Leben des Königs Theil zu nehmen, und daß er durch Archibald Douglas, einem der Verschwornen, benachrichtigt worden sey, daß Bothwell sich bey der Ermordung des Königs befunden habe. Ein Brief von Douglas an die Königin bestätigt Mortons Zeugniß.

6) Aus dem Versprechen des Lord Herries in seinem und der Edeln Namen, welche der Königin anhingen, daß sie sich vereinigen wollten, um Bothwell, als den Mörder des Königs, zu strafen.

(Gegen Murray führt Robertson nur sehr unbedeutende Beschuldigungen an, und scheint selbst

der Meynung zu seyn, daß ihm der Mord an der Person des Königs keineswegs zuzuschreiben sey. D. Uebers.)

Jetzt wollen wir, fährt Robertson fort, untersuchen, ob die Königin selbst an der Ermordung ihres Gemahls Theil genommen habe.

Kaum war der gewaltsame Tod Darnley's bekannt geworden, als auch starker Verdacht unter einigen von den Unterthanen der Königin entstand, daß Maria ihre Zustimmung zu Vollbringung dieses Verbrechens gegeben habe. Wir erfahren durch ihren eigenen Gesandten in Frankreich, den Erzbischof von Glasgow, daß die Gesinnungen im Auslande in dieser Hinsicht nicht minder ungünstig gegen sie waren. Viele ihrer Edeln beschuldigten sie laut dieses Verbrechens und ein großer Theil des Volkes schien durch Unterstützung derselben diese Anklage für gegründet anzuerkennen.

Einige Verbrechen sind indessen von solcher Natur, daß sie kaum einen direkten oder positiven Beweis zulassen. Thaten der Finsterniß können selten vollkommen ans Licht gezogen werden. Wo Personen angeklagt werden, nicht als Haupturheber, sondern blos als Theilnehmer eines Verbrechens, nicht daß

sie es selbst begangen, sondern blos zugelassen haben, daß es von andern begangen worden, da werden die Beweise immer schwieriger, und wenn nicht etwa ein Verbündeter das Geheimniß verräth, so ist ein Beweis durch Umstände oder Wahrscheinlichkeit Alles, was sich erreichen läßt. Selbst bey gewöhnlichen Untersuchungen wird ein solcher Beweis öfters für hinreichend gehalten zur Verurtheilung eines Verbrechers. Der Grad der Ueberzeugung, den ein solcher Beweis mit sich führt, steht oft demjenigen nicht nach, der aus einem positiven Zeugnisse erwächst und eine zusammentreffende Reihe von Umständen genügt dem Verstande oft nicht weniger, als die ausdrückliche Aussage von Zeugen.

Beweise von beyderley Art sind gegen die Königin Maria vorgebracht worden. Wir wollen zunächst diejenigen betrachten, die sich allein auf die Umstände gründen.

Einige diesen Verdacht erweckende Umstände gingen dem Tode des Königs vorher, andere folgten auf denselben. Was die ersteren betrifft, so bemerken wir, daß die heftige Liebe der Königin zu Darnley sich bald in eine nicht minder heftige Ab-

neigung verwandelte, und daß sein eigenes schlechtes Benehmen und seine Ausschweifungen der Art so beschaffen waren, daß, wenn sie auch diese plötzliche Aenderung ihrer Stimmung gegen ihn nicht rechtfertigen, sie sie doch wenigstens erklärlich machen. Das Entstehen und die Fortschritte dieser häuslichen Spaltung habe ich mit großer Sorgfalt in der Geschichte (von Schottland) angegeben und zu den Beweisen davon, welche man in Schriften finden kann, die andere Autoren herausgegeben haben, habe ich die in dem Anhange Nr. 16. und 17. enthaltenen hinzugefügt.

Die Earls von Murray, Morton, Böthwell, Argyl und Huntly betrachteten den Plan einer Scheidung der Königin von ihrem Gemahle einzuleiten als einen der schmeichelhaftesten Vorschläge, die sie ihr machen konnten, und wandten die wirksamsten Mittel an, um sie zur Einwilligung in einer Maßregel zu vermögen, die ihnen so sehr am Herzen lag, das jedoch, wie sie wußten, der Königin äußerst zuwider war. Auch du Croc, der französische Gesandte, der ein Augenzeuge war von Allem, was er beschreibt, stellt nicht nur ihren Widerwillen gegen Darnley als außerordentlich dar,

sondern erklärt auch, daß er keine Hoffnung zu einer Aussöhnung zwischen ihnen erblicke.

Wäre Heinrich, unter diesem Verhältnisse, eines natürlichen Todes gestorben, so hätte dies als ein höchst glückliches Ereigniß für die Königin, und als eine zu rechter Zeit eintretende Befreyung derselben von einem Gemahle betrachtet werden müssen, der ihr nun so äußerst verhaßt geworden war. Da nun Heinrich wenig Wochen nachher ermordet wurde, und Nichts sich ereignet hatte, was die Abneigung der Königin hätte vermindern können, so wird Einigen unserer Leser die Meynung derer, welche Marien als Urheberin eines Ereignisses betrachten, das ihr offenbar so angenehm war, weder unnatürlich noch übertrieben vorkommen. Nehmen wir noch dazu, was auch in der Geschichte (von Schottland) bemerkt worden ist, daß in dem Maaß wie Mariens Haß gegen ihrem Gemahl wuchs, Bothwell Fortschritte in ihrer Gunst machte, und daß er der Gegenstand nicht nur ihres Vertrauens, sondern auch ihrer Zuneigung wurde, so bekommt jene Meynung neue Stärke. Es ist leicht einzusehen, daß aus des Königs Tode viele Vortheile für Marien und Bothwell erwachsen mochten, allein, außer ihnen konnte

kein Mensch und keine Parthey in dem Reiche den geringsten Vortheil von diesem Vorfalle haben. Bothwell ermordete folglich den König, und man hielt es in jener Zeit für keine gar zu große Beschuldigung für Mariens Charakter, anzunehmen, daß sie in diese That gewilligt habe.

Die Schritte, welche die Königin nach dem Tode ihres Gemahls that, verstärkten jene Voraussetzung.

1. Melvil, der zur Zeit von des Königs Tode in Edinburg war, behauptet, daß Jedermann den Earl von Bothwell in Verdacht hatte, und Diejenigen, welche frey sprechen durften, sagten gerade heraus: Er sey es!

2. Nachdem Maria eine Proclamation unterm 12. Februar hatte ergehen lassen, worinnen sie einem Jeden eine Belohnung versprach, der die Mörder ihres Gemahls entdecken würde, ward den 16. Februar ein Blatt an die Thore von Tolbooth angeheftet, worinnen Bothwell, als die dieses Verbrechens am meisten verdächtige Person genannt, ja die Königin selbst beschuldigt wurde, ihre Zustimmung dazu gegeben zu haben.

3. Kurz darauf, den 20. Februar schrieb der Earl von Lennox, des Königs Vater an Marien und

beschwor sie auf alle mögliche Weise die Mörder mit der äußersten Strenge zu verfolgen. Erklärte frey seinen Verdacht gegen Bothwell, und schlug eine Art des Verfahrens gegen ihn, so wie zur Entdeckung der andern Urheber des Verbrechens vor, die nicht minder billig als gewöhnlich war. Er rieth ihr nehmlich den Bothwell selbst und diejenigen, welche bereits als seine Spießgesellen genannt wurden, verhaften und in Verwahrung bringen zu lassen, dann eine Versammlung des Adels zu berufen, eine Proklamation zu erlassen, um Bothwells Ankläger vorzuladen, und wenn auf diese Ermunterung, Niemand, um ihn anzuklagen erscheinen sollte, sie für unschuldig zu erklären, und sie ohne weitere Untersuchung zu entlassen.

4. Der Erzbischof Bratoun ihr Abgesandter in Frankreich bedient sich in einem Briefe an Marien vom 9. Merz, der stärksten Gründe, um sie zu bewegen, die Mörder mit der äußersten Strenge verfolgen zu lassen.

5. Elisabeth drang darauf in den kräftigsten Ausdrücken.

6. Die Umstände selbst mußten sie eben so wie diese Anliegen und Vorstellungen zur äußersten An-

strengung in ihrem Verfahren auffordern. Ihr Gemahl war auf eine grausame Art fast in ihrer Gegenwart ermordet worden. Ihre Unterthanen waren von dem höchsten Abscheu gegen dieses Verbrechen erfüllt. Bothwell, einer ihrer vornehmsten Günstlinge, war öffentlich als dessen Urheber bezeichnet worden; auch hatte man Bemerkungen laut werden lassen, welche entehrend für sie selbst waren. Wenn nun auch Unwille und Gerechtigkeitsliebe sie nicht veranlassen konnte die Mörder mit Nachdruck zu verfolgen, so hätte wenigstens der Anstand und die Rücksicht, sich selbst zu rechtfertigen, sie vermögen sollen, jeden Schein von Nachsicht oder Mangel an Eifer zu vermeiden.

Allein Statt dessen fuhr Maria fort in allen ihren Handlungen die äußerste Partheylichkeit gegen Bothwell zu zeigen. Ja es ist nicht daran zu zweifeln, daß ihre Entführung durch Bothwell bey ihrer Rückkehr von Stirling mit ihrer Bewilligung geschah. (Robertson führt umständlich die Gründe an, die dieses glaubhaft machen). Und ob sie gleich sahe, daß er von einem großen Theile ihrer Unterthanen als der Mörder des Königs angesehen wurde, verminderte sich ihre Zuneigung zu ihm doch nicht

im Geringsten, ja sie gab die letztere durch ihre Vermählung mit ihm öffentlich aller Welt zum Trotz zu erkennen.

Aus allen diesen Umständen, fährt Robertson fort, läßt sich nun ohne allen Zwang folgender Schluß ziehen:

Hätte Marie wirklich an der Ermordung ihres Gemahls Theil genommen, hätte Bothwell dieses Verbrechen mit ihrer Zustimmung oder auf ihrem Befehl begangen, und hätte sie die Absicht gehabt, allen Beweis gegen ihn zu ersticken, sie hätte kaum andere Schritte thun können, als sie wirklich that, auch hätte ihr Benehmen nicht widerstrebender gegen alle Grundsätze der Klugheit und des Anstandes seyn können.

Der positive Beweis, der gegen Marien geführt wurde, läßt sich unter zwey Punkte bringen.

1. Die Aussagen verschiedener Personen, welche bey Begehung des Mordes gebraucht wurden, besonders eines Nikolas Hubert, der in den Schriften jener Zeit, der französische Paris genannt wird. Dieser Mensch, ein Diener Bothwells, der sein ganzes Vertrauen genoß, wurde zweymahl verhört, und das Original einer seiner Aussagen und eine

Kopie der andern, sind noch vorhanden. Man hat behauptet, Beyde wären offenbar nachgemacht und untergeschoben. Allein sie zeichnen sich Beyde durch eine Simplicität und Naivetät aus, die fast unmöglich nachzuahmen sind; sie enthalten eine Menge kleiner Umstände und besonderer Züge, die auch der künstlichste Nachahmer nicht leicht würde haben zusammenstellen können, daß sie einen Schein der Wahrscheinlichkeit erhalten hätten; auch sind sie angefüllt mit einer Menge von Umständen, von denen man kaum annehmen kann, daß sie in eines Menschen Phantasie gekommen wären, außer eines von Paris Gewerbe und Charakter. Allein zugleich muß man anerkennen, daß seine Aussagen mehrere unwahrscheinliche Umstände enthalten. Er scheint ein einfältiger Schwätzer gewesen zu seyn. Die Todesfurcht, die Tortur, und der Wunsch, denen gefällig zu seyn, in deren Gewalt er sich befand, veranlaßten ihn, vielleicht einige Umstände zu erdichten, und andere zu übertreiben. Allein zu behaupten, daß einige Umstände in einem Affidavit (beglaubigten Aussage) unwahrscheinlich oder falsch sind, ist etwas ganz anderes, als zu behaupten, daß sie ganz untergeschoben sey. Ich vermuthe, das Erstere ist hier

der Fall, allein von dem Letztern sehe ich keinen Anschein, dem sey indeß, wie ihm wolle, einige der wesentlichsten Thatsachen in dem Affidavits von Paris beruhen auf seinem einzelnen Zeugnisse, und aus diesem Grunde habe ich in der Geschichte (von Schottland) kein Gewicht darauf gelegt und werde auch hier keins darauf legen.

2) Die Briefe, welche von Marien an Bothwell geschrieben worden seyn sollen. Diese sind oft bekannt gemacht worden. Der Zufall, wodurch sie den Feinden der Königin in die Hände geriethen, ist erzählt worden im 1. Bande (der Geschichte von Schottland). Wenn die Aechtheit einer Schrift zweifelhaft ist oder bestritten wird, so kann sie entweder durch äußere oder innere Beweise dargethan werden. Beyde sind im gegenwärtrgen Falle gebraucht worden.

I. Aeußere Beweise für die Aechtheit von Mariens Briefen.

1. Murray und die Adlichen, die es mit ihm hielten, behaupteten auf ihr Ehrenwort, daß die Briefe von Mariens eigener Hand geschrieben seyen, mit der sie sehr wohl bekannt wären.

2. Die Briefe wurden öffentlich im schottischen

Parlamente produzirt, und in so fern als ächt angesehen, als sie in der Anklagsakte gegen Marien als ein Hauptargument ihrer Schuld erwähnt worden.

3. Sie wurden privatim dem Herzoge von Norfolk, dem Earl von Sussex und dem Sir Ralph Sadler, Elisabeths Commissarien zu York gezeigt. In dem Berichte, den sie ihrer Gebieterin darüber abstatten, scheinen sie die Briefe als ächt anzusehen, und äußern gar keinen Verdacht, daß sie untergeschoben seyen. Sie bemerken ganz besonders: daß ihr Inhalt so beschaffen sey, daß er schwerlich von Jemand außer ihr selbst erfunden worden seyn könnte, denn sie verbreitete sich über Dinge, welche Niemanden, als ihr und Bothwell bekannt seyn könnten, und es äußerst schwer sey, etwas dergleichen nachzumachen. Auch scheine durch die Art, wie diese Männer in den Besitz derselben kamen, Gott, der einen Abscheu hege gegen Mord und Blutvergießen, anzudeuten, daß er dieses nicht im Verborgenen lassen wolle. Sie scheinen auf den Herzog von Norfolk einen solchen Eindruck gemacht zu haben, daß sich in einem folgenden Briefe an Pembroke, Leicester und Cecil diese Worte finden: „Wenn

die Sache Euch eben so abscheulich und klar vorkommt, als sie nach Allem zu urtheilen, uns hier schien rc. . . .

4. Nachdem die Conferenzen zu York und Westminster vollendet waren, beschloß Elisabeth die Earls zusammen zu rufen, die sich damals am Hofe befanden, um ihnen das ganze Verfahren gegen die Königin von Schottland vorzulegen, besonders aber sollten die von dem Regenten, als der Königin von Schottland Briefe und Handschriften produzirten Briefe und Schriften ihnen vorgelegt und in ihrem Beyseyn eine Vergleichung derselben mit den Briefen besagter Königin, die sich noch vorfänden, und von ihr eigenhändig früher an Ihre Majestät, die Königin (Elisabeth) geschrieben worden, vorgenommen werden, damit dadurch bestimmt werde, welcher Unterschied sich zwischen denselben finde. Sie versammelten sich dem zu Folge zu Hamptoncourt den 14. und 15. Dezember 1568 und die Originale der Briefe, von denen man glaubte, sie wären von der Königin von Schottland eigener Hand geschrieben, wurden nun sogleich vorgelegt, und durchgegangen. Nachdem man sie gelesen, wurden sie in Hinsicht der Handschrift und der Orthographie gebührend vergli-

chen, mit manchen andern lange vorhergeschriebenen und von besagter Königin von Schottland an Ihre Majestät (die Königin von England) gesandten Briefen, bey welcher Vergleichung man zwischen ihnen keinen Unterschied fand.

5. Marie hatte zur Vertheidigung ihres Benehmens einen Brief an die Gräfin von Lennox, unterm 10. July 1570 geschrieben *), den diese an ihren damals in Schottland befindlichen Gemahl sandte. Dieser sandte ihn der Gräfin zurück, und drückte in dem Antwortschreiben seine Ueberzeugung von der Schuld Mariens, und der Aechtheit ihrer Briefe an Bothwell deutlich aus.

II. Hinsichtlich der innern Beweise für die Aechtheit der Briefe der Königin an Bothwell, müssen wir bemerken:

1. Daß, wenn irgend eine Schrift in besonderer Absicht nachgemacht wird, das Bestreben des Nachmachers den Hauptpunkt ins Licht zu setzen, alle Zweifel und Bedenklichkeiten abzuschneiden, und jeden Schein von Ungewißheit zu vermeiden, ihn immer veranlassen wird, sich der deutlichsten zu sei-

*) Diesen Brief hat Campbell in einer Note mitgetheilt.
Anmerk. d. Uebers.

nem Zwecke dienlichsten Ausdrücke zu bedienen. Die von Heretikern in verschiedenen Zeitaltern in alte Autoren eingeschobenen Stellen, die Wunderlegenden von den Heiligen der römischen Kirche, die vermeintlichen Thaten, welche zu ihrem Vortheile von Klöstern angeführt werden, die falschen Lehnbriefe, welche im 1. Bande (der Geschichte Schottlands) angeführt werden — alle diese beweisen die aufgestellte Behauptung. Kein Grundsatz scheint gewisser zu seyn, als der, daß ein Verfälscher oft wohl veranlaßt wird, zu viel zu beweisen, daß er aber selten in den Irrthum verfällt, zu wenig zu beweisen. Der Punkt, den die Feinde der Königin zu beweisen hatten, war, daß so wie der Earl von Bothwell der Hauptausführer des schrecklichen Mordes war u. s. w., so war sie diejenige, welche den besagten Mord vorher wußte, ihn rieth, anstiftete, und dessen Vollziehung sie anbefahl. Allein davon finden sich nur unvollkommene Winke, dunkle Andeutungen und Ausdrücke in den Briefen, die, wenn sie auch, in so fern sie sich in den wirklichen Briefen finden, volle Beweiskraft haben möchten, doch keine Aehnlichkeit zeigen mit jenem Schimmer und Ueberfluß des Beweises, den Nachmachungen gewöhnlich enthalten.

Alle, welche in jener Zeit Mariens Unschuld vertheidigt haben, behaupten, daß sich nichts in den Briefen findet, was als ein Beweis ihrer Schuld dienen könnte. Lesley, Blackwood, Turner u. a. haben eine Menge Stellen, welche dahin zielen, auch ist die Gesinnung derer in der jetzigen Zeit, in Nichts davon verschieden.

2. Da es fast unmöglich ist, eine lange, aus vielen Umständen bestehende Erzählung zu erfinden, und sie auf eine solche Art mit wirklichen Thatsachen zu verbinden, daß keine Spur des Betruges zu entdecken wäre, so vermeiden deshalb geschickte Nachmacher eine lange Entwicklung von besondern Umständen, besonders wenn diese nicht zur Sache gehören, wohl wissend, daß, je mehr sie diese häufen, desto mehr wächst die Möglichkeit der Entdeckung. Nun sind aber Mariens Briefe, besonders der Erste, erfüllt von einer Menge von Umständen, die sehr natürlich sind in einer wirklichen Correspondenz, allein den Absichten der Feinde der Königin keineswegs entsprechen, und es würde sehr thörigt gewesen seyn, diese hinein zu bringen, wenn sie durchaus erdichtet und ohne allen Grund gewesen wären.

3. Die Wahrheit und Wirklichkeit verschiedener

Umstände in diesen Briefen, gerade solcher, welche nicht öffentlich zu werden pflegen, und die doch durch unzweifelhafte Beweise bestätigt sind. Die Königin, sagt man, habe einen von Lennox's Leuten getroffen und eine Unterredung mit ihm gehabt. Thomas Crawford war dieser Mann, und er erschien vor Elisabeths Commissarien, wo er die Wahrheit dieses Umstandes eidlich bestätigte. Er erklärte ebenfalls, daß, während die Königin zu Glasgow verweilte, der König ihm jede Nacht wiederholte, was sich des Tages über zwischen Ihrer Majestät und ihm zugetragen hatte, und daß der Bericht von diesen Unterredungen, der in dem ersten Briefe gegeben worden, ohngefähr dasselbe enthalte, was ihm von dem Könige mitgetheilt worden. Zu Folge des nehmlichen Briefes, fand eine große Unterredung Statt, zwischen dem Könige und der Königin, in Beziehung auf Mynto, Hiegait und Walcar. Was diese betroffen, war ganz unbekannt, bis ein Brief Mariens, der in dem Schottenkloster zu Paris aufbewahrt und bekannt gemacht ward, zeigte, daß es eine Angelegenheit von solcher Wichtigkeit gewesen sey, die die ganze Aufmerksamkeit verdiente, welche sie ihr zu jener Zeit erwiesen hatte. Aus einem

Briefe des französischen Gesandten erhellet, daß Maria einem heftigen Schmerze in der Seite unterworfen war. Dieser Umstand wird in dem ersten Briefe auf eine so natürliche Art erwähnt, daß er kaum einem andern als ächten Briefe angehören kann.

Wenn wir es aber auch immer wahrscheinlich finden wollten, daß so viel wirkliche Umstände auf künstliche Art durch die Verfälscher könnten in die Briefe gebracht worden seyn, um ihren Erzeugnissen den Anstrich der Aechtheit zu geben, so ist es doch kaum möglich, dieselbe Meynung in Ansehung des folgenden Umstandes zu behaupten: Ehe nehmlich die Königin ihren ersten Brief an Bothwell begann, machte sie sich, wie es Viele zu thun pflegen, die lange Briefe schreiben wollen, welche eine Menge von Gegenständen enthalten, Noten oder Memorandum's über die Dinge, die sie nicht vergessen wollte; allein als sie einen großen Theil der Nacht hindurch geschrieben hatte, indeß ihre Diener schliefen, fehlte es ihr an Papier, und sie schrieb nun fort auf dasselbe Blatt, worauf sie früher ihre Noten geschrieben hatte. Dieses bemerkt sie selbst und entschuldigt sich deshalb: „Es

ist spät," sagt sie, „ich möchte nicht gern aufhören Euch zu schreiben, doch muß ich meinen Brief enden, nachdem ich Euch die Hand geküßt habe. Entschuldiget mein schlechtes Schreiben, und les't es zwey Mahl durch. Entschuldigt auch das Geschreibsel darinnen, denn ich hatte gestern kein Papier, als ich auf das des Memorials schrieb." — Diese Memorandums oder Noten befinden sich immer in der Mitte des Briefs, und was wir gesagt haben, scheint auf eine natürliche Art zu erklären, wie sie in den Brief gekommen seyn mögen. Es ist kaum anzunehmen, daß ein Nachmacher auf den Einfall kommen konnte, solche Memorandums in die Mitte eines Briefes zu bringen, wo sie, auf den ersten Anblick, so wunderlich und unnatürlich erscheinen. Allein wenn auch Jemand die Pfiffigkeit so weit treiben wollte, anzunehmen, die Nachahmer wären so künstlich und fein gewesen, auf diesen Umstand zu verfallen, um den Schein der Aechtheit desto mehr zu erhalten, so mußte er doch eingestehen, daß die Feinde der Königin, die sich dieser Verfälscher bedienten, wenigstens die Absicht und Bedeutung dieser kurzen Noten und Memoranden kennen mußten; allein wir finden, daß sie sich einbildeten, es

wären Beglaubigungen für den Ueberbringer, d. h. solche Punkte, über die die Königin ihm mündliche Instruktionen gegeben hätte. Dieses können sie nun nicht füglich seyn, denn die Königin schreibt selbst mit so viel Bestimmtheit über die verschiedenen in den Memorandum's enthaltenen Punkte, daß es gar nicht nöthig war, dem Ueberbringer deshalb eine Beglaubigung oder Instruktion, zu geben Die Memorandum's sind in der That die Inhaltsverzeichnisse des Briefes.

5. Maria sagt, indem sie ihre Unterhaltung mit dem Könige über die Angelegenheit Mynto's, Hiegaits u. s. w. erwähnt: Morgen will ich mit ihm über diesen Punkt sprechen, und dann setzt sie hinzu: was das Uebrige von Willie Hiegait's anlangt, so gesteht er es ein, allein es war den Morgen nach meiner Ankunft als er es that!" Dieser Zusatz, der nur gemacht worden, als die Unterredung schon Statt gefunden hatte, scheint entweder von der Königin selbst in den Text des Briefes eingeschoben worden zu seyn, oder sie hatte ihn vielleicht an den Rand geschrieben und er war von da in den Text gekommen. Nehmen wir an, der Brief sey ächt, und zu verschiedenen Zeiten geschrieben, wie es deut-

lich sich ergiebt, so scheint dieser Umstand sehr natürlich; allein kein Grund konnte wohl einen Verfälscher bewegen, einen solchen Anachronismus zu wagen, wofür es keine Nothwendigkeit gab. Ein anderer, diesem ganz ähnlicher Zusatz zu einer ächten Schrift, findet sich bey Goodall, 2. 282.

Allein auf der andern Seite haben Maria selbst und die Vertheidiger ihrer Unschuld behauptet, daß diese Briefe von ihren Feinden geschmiedet seyen, in der Absicht, ihren guten Ruf zu beflecken und ihre eigene Rebellion zu rechtfertigen. Es ist unnöthig auf die Gründe zu achten, welche in ihrem Zeitalter selbst zur Unterstützung dieser Meynung vorgebracht wurden. Die Bemerkungen, die wir so eben mitgetheilt haben, enthalten eine hinlängliche Widerlegung derselben. Ein Autor, der die Begebenheiten dieses Zeitabschnittes mit großem Eifer untersucht, und sich eine genaue Kenntniß derselben erworben hatte, hat, wie er behauptet, erst kürzlich einen Beweis bekannt gemacht, daß die Briefe Mariens untergeschoben seyen. Diesen Beweis hat er auf innere und äußere Gründe gestützt.

In Hinsicht der erstern bemerkt er, daß die französische Kopie, von Mariens Briefen blos eine

Uebersetzung von Buchanans lateinischer Kopie sey, welche lateinische Kopie hinwiederum eine Uebersetzung des schottischen Textes sey, dem zu Folge sey auch die Behauptung der Feinde der Königin, daß sie sie ursprünglich französisch geschrieben, grundlos, und die Briefe seyen überhaupt nachgemacht und untergeschoben. Die seltsame Reihenfolge von Uebersetzungen, erklärt er durch die Voraussetzung, daß, als die Nachmachung beschlossen worden, Niemand gefunden werden konnte, der im Stande gewesen wäre, ursprünglich in französischer Sprache Briefe zu schreiben, welche für die der Königin hätten gelten können; aus dieser Ursache wären sie denn erst schottisch geschrieben worden, allein unglücklicher Weise habe der französische Uebersetzer vermuthlich diese Sprache nicht verstanden, daher habe sie Buchanan erst ins lateinische übertragen, und aus diesem wären sie erst ins französische übersetzt worden.

Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß für keine dieser Behauptungen irgend ein ordentlicher Beweis geführt worden ist. Die Sitten der Schottländer jener Zeit, wo fast Jedermann von Stande einen Theil seiner Jugend in Frankreich zuzubringen pflegte, und der lebhafte Verkehr zwischen den beyden Na-

tionen machen es ganz unwahrscheinlich, daß es so zusammengesetzter Operationen bedurft haben sollte, um wenig Briefe in französischer Sprache schreiben zu lassen.

Allein, auch ohne weiter dabey zu verweilen, müssen wir bemerken, daß Alle Prämissen des Verfassers zugegeben werden können, und doch der Schluß nicht daraus folgt, wenn er nicht gleicher Weise beweist, daß die französischen Briefe, so wie wir sie jetzt besitzen, eine treue Kopie derjenigen sind, welche von Murray und seiner Parthey in dem schottischen Parlamente so wie zu York und Westminster produzirt worden, allein dies hat er nicht versucht, und wenn wir auf die Geschichte dieser Briefe achten, mußte ein solcher Versuch auch unglücklich ausfallen, die Briefe wurden zuerst als Anhang zu Buchanan's Detection (Enthüllung) bekannt gemacht. Die erste Ausgabe dieser Abhandlung war lateinisch, in welcher Sprache drey von den Briefen der Königin derselben beygefügt waren; diese lateinische Ausgabe wurde im Jahre 1571 gedruckt. Kurz nachher erschien eine schottische Uebersetzung davon, und am Schluß derselben wurden, gleichfalls in schottischer Sprache, die drey Briefe

abgedruckt, welche früher lateinisch erschienen waren, dann noch fünf andere Briefe in schottischer Sprache, welche sich nicht in der lateinischen Ausgabe befanden. Zunächst erschien eine französische Uebersetzung der Detection und von sieben dieser Briefe. Auf dem Titel steht, daß sie in Edinburg bey Thomas Walten 1570 gedruckt worden. Der Nahme des Ortes aber, sowohl als des Buchdruckers sind, wie alle Partheyen zugeben, ein offenbarer Betrug. Unser Verfasser gründet auf die Angabe des Monatstages, an welchem der Druck beendigt worden seyn soll, die Behauptung, diese Ausgabe sey zu London gedruckt worden; allein es kann wohl keine Bedeutung auf ein Datum gelegt werden, das sich in einem Buche befindet, wo jeder andere Umstand in Hinsicht auf den Druck, als falsch anerkannt ist. Blackwood, der nächst Lesley der unterrichtetste aller Vertheidiger Mariens in jener Zeit war, behauptet, die französische Ausgabe der Detection sey in Frankreich herausgekommen. — Der Verfasser von „Mariens Unschuld" geht noch weiter, und nennt sogar den französischen Uebersetzer der Detection, nehmlich einen Hugonotten: Poitevin Camuz soy disant gentilhomme et un de plus

remarquez seditieux de France. Das zusammentreffende Zeugniß von zwey gleichzeitigen Schriftstellern, welche durch ihren Aufenthalt in Frankreich wohl hinreichende Auskunft über die Sache erhalten konnten, muß ihnen doch mehr Gewicht geben, als einer leichten Conjektur. Dieser französische Uebersetzer behauptet keinesweges die französischen Originalbriefe als von der Königin selbst geschrieben bekannt zu machen, sondern erklärt, daß er sie aus dem lateinischen übersetzt habe. Hätte unser Autor auf alle diese Umstände geachtet, so würde er sich leicht die Arbeit so mancher kritischer Untersuchungen erspart haben, um zu beweisen, daß die gegenwärtige französische Kopie der Briefe eine Uebersetzung aus dem Lateinischen sey. Der französische Herausgeber erkennt dieses selbst an, und so viel ich weiß, hat dieses auch Niemand geläugnet.

Wir müssen bemerken, daß der französische Uebersetzer so unwissend war zu behaupten, Maria habe diese Briefe zum Theil französisch, zum Theil schottisch geschrieben. Wäre diese Uebersetzung zu London von Cecil veranstaltet worden, oder nur unter seiner Leitung, so würde sich ein so grober Irrthum nicht in dieselbe eingeschlichen haben. Dieser Irrthum

schreibt sich indessen aus einem seltsamen Mißverständnisse her. In der schottischen Uebersetzung der Detection waren immer zwey bis drey Stellen des französischen Originals jedem Briefe vorgesetzt, welche dann mit einem ꝛc. abbrachen; nun folgte die schottische Uebersetzung des Ganzen. Diese Art Uebersetzungen drucken zu lassen, war in jener Zeit Nichts Ungewöhnliches. Der französische Herausgeber der dies bemerkte, schloß daraus ganz irrig, daß diese Briefe zum Theil französisch, zum Theil schottisch geschrieben worden seyen.

Wenn wir diese wenigen französischen Stellen jedes Briefes, die noch übrig sind, sorgfältig betrachten, und auf sie die Art der Kritik anwenden, womit unser Autor das Ganze geprüft hat, so ergiebt sich ein deutlicher Beweis, daß es eine französische Kopie, aber nicht aus dem lateinischen übersetzt gewesen, sondern welche selbst das Original war, aus dem das Lateinische und Schottische übersetzt wurde.

In der schottischen Ausgabe der Detection ist das ganze Sonnett, in französischer eben so wohl als in schottischer Sprache gedruckt. Es ist unmöglich zu glauben, daß diese schottische Kopie das Original seyn könne, aus dem das französische übersetzt

worden. Das französische besteht aus Versen, welche Maas und Rhythmus haben und an manchen Stellen nichts weniger als unelegant sind. Das Schottische besteht aus einer gleichen Anzahl von Zeilen, aber ohne Maas und Rhythmus. Nun möchte wohl Niemand auf einen so albernen, und unausführbaren Gedanken verfallen, Jemanden zu veranlassen, daß er eine gewisse Anzahl von Zeilen in Prosa in eine gleiche Anzahl von Versen übertragen solle, wo Maas und Rhythmus zu beobachten wären. Das schottische scheint im Gegentheil offenbar eine Uebersetzung aus dem französischen zu seyn, die Phrasen und viele einzelne Worte sind französisch und nicht schottisch. Ueberdies hat der schottische Uebersetzer manchmal den Sinn des französischen mißverstanden, und an noch mehrern Orten drückt er den Sinn nur unvollkommen aus. Wäre das Sonnett untergeschoben, so könnte dies nicht der Fall seyn. Wer den Betrug unternommen, würde sein Werk schon besser verstanden haben.

Der achte Brief war nie ins französische übersetzt worden. Er enthält viel feine mystische Ideen in Beziehung auf Devisen (Motto's), eine Narrheit des Zeitalters, der Maria sehr ergeben war, wie dies

aus manchen andern Umständen erhellet, besonders aus einem Briefe in Beziehung auf die Devisen von Drummond von Hawthornden. Hätten Mariens Gegner diese Briefe geschmiedet, so hätten sie ihre Zeit sehr unnütz bey der Verfertigung von diesen verlohren.

Aus diesen Bemerkungen scheint denn klar hervorzugehen, daß es eine französische Kopie von Mariens Briefen war, aus welcher die lateinische und schottische übersetzt worden. Nichts ist mehr von jener Kopie übrig, als die wenigen Stellen, welche der schottischen Uebersetzung vorgesetzt sich finden. Der französische Herausgeber stellte diese Stellen zu Anfang und knüpfte seine eigene Uebersetzung an dieselben an, die denn, in so fern sie sein Werk ist, sich als eine sklavische und elende Uebersetzung von Buchanan's Latein zeigte; daher wir in diesen einleitenden Stellen starke Merkmahle entdeckt haben, daß sie Originale sind, so wie überzeugende Beweise, daß sie nicht aus dem Lateinischen übertragen worden.

Vergleicht man überdies die lateinische und schottische Uebersetzung mit diesen Stellen, so erhellet, daß der schottische Uebersetzer den Sinn und Geist des französischen weit besser erreicht hat als der la-

teinische. Und da es scheint, daß die Briefe früher ins Schottische übertragen wurden, so ist es wahrscheinlich, daß Buchanan seine Uebersetzung nicht aus der französischen sondern aus der schottischen Kopie gemacht hat. Man könnte dafür mehrere Beweise anführen, allein einer scheint schon hinreichend. Diutius illic morata sum hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit j'ay veillè plus tard la haut, allein wenn man annimmt daß Buchanan statt: I walkit (i. e. watched) laiter there up, laß: I waitit etc. so erklärt dieses Mißverständniß, worin er so leicht fallen konnte, den Irrthum in der Uebersetzung. Diese kritischen Bemerkungen, wenn auch etwas ins Kleinliche gehend, scheinen jedoch wohl begründet. Was man aber auch hinsichtlich derselben meynen mag, die andern Argumente in Beziehung auf die innerlichen Beweise bleiben in voller Kraft.

Der äußere Beweis, daß die Briefe der Königin unächt oder nachgemacht seyen, den unser Verfasser vorgebracht hat, ist äußerst scheinbar, allein nicht zuverlässiger, als die, welche wir bereits geprüft haben. Murray's Tagebuche zu Folge brach Maria von Edinburg nach Glasgow auf, den

21. Januar 1567, sie kam hier an den 23sten, verließ diesen Ort den 27sten, erreichte mit dem Könige zusammen Linlithgow den 28sten, verweilte in dieser Stadt nur eine einzige Nacht und kehrte vor Ende des Monaths nach Edingburg zurück. Allein unserm Autor zu Folge verließ die Königin Edinburg nicht eher als Freytags den 24. Januar, und da sie eine Nacht zu Callendar verweilte, so konnte sie Glasgow nicht eher als bis Sonnabends Abends den 25sten erreichen, und sie kehrte nach Linlithgow zurück Dienstags den 28sten. Dem zu Folge müssen der erste Brief, nachdem die Königin wenigstens vier Tage in Glasgow gewesen seyn soll und der zweyte, der datirt ist zu Glasgow Sonnabend Morgens, wo sie nicht eher als den Abend ankam, untergeschoben und unächt seyn. Daß die Königin aber nicht eher von Edinburg aufbrach als den 24. Januar ist klar, wie er meynt, aus den öffentlichen Akten, welche einen Befehl zu Bestätigung einer Leibrente von James Boyd an Margaret Chalmers enthalten, bewilligt von der Königin den 24. Januar zu Edinburg; desgleichen ein Brief der Königin datirt zu Edinburg an dem nehmlichen Tage, worinnen James Inglis dem Prinzen ihren Sohne zum

Schneider bestellt wird. Daß der König und die Königin nach Linlithgow den 28sten zurückgekehrt sind, erhellet aus einer Schrift, worinnen sie den Andreas Ferrier zum Aufseher ihres Pallastes daselbst ernennen, datirt zu Linlithgow den 28. Januar.

Dieses hat man nicht nur für einen überzeugenden, sondern auch für einen legalen Beweis der Unächtheit der Briefe angesehen, die von Marien geschrieben seyn sollen, allein wie sehr dies davon entfernt ist, wird aus folgenden Bemerkungen erhellen:

1. Es ist aus einer Erklärung oder einem Bekenntnisse des Bischofs von Roß klar, daß vor den Conferenzen zu York, welche mit dem Anfange des Oktobers 1568 ihren Anfang nahmen, Maria durch einen Kunstgriff Maitlands eine Copie derjenigen Briefe in die Hände bekommen hatte, die sie nach der Anklage ihrer Unterthanen an Bothwell geschrieben haben sollte. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß der Bischof von Roß diese Briefe gesehen hatte, ehe er die Vertheidigung von Mariens Ehre im Jahre 1570 schrieb. Sie wurden der Welt bekannt gemacht, zugleich mit Buchanan's Detection im Jahre 1571. Wenn sie nun einen so groben Irrthum enthalten hätten, und einen, der zu jener

Zeit so leicht zu entwickeln war, wie der, daß man annahm, die Königin habe mehrere Tage zu Glasgow zugebracht, indem sie sich doch eigentlich zu Edinburg befand, hätte sich dann darunter wohl ein Brief befunden, datirt zu Glasgow Sonnabend Morgens, ob sie gleich erst den Abend daselbst eintraf? ist es möglich, daß sie selbst, die ihre eigenen Bewegungen kennen mußte, oder die geschickten und eifrigen Vertheidiger, welche zu jener Zeit für sie auftraten, nicht sollten diesen Widerspruch aufgedeckt und dadurch mit einem Mahle dies Gerücht einer solchen Täuschung vernichtet haben? Bey Untersuchungen, die ihrer Natur nach dunkel und verwickelt sind, entdeckt die Unbefangenheit des jüngsten Autors wohl oft Dinge, welche der Aufmerksamkeit oder dem Scharfblicke derer entgangen sind, die früher sich mit demselben Gegenstande beschäftigt haben. Allein, wenn eine Thatsache so offen zu Tage liegt, so ist der Umstand, daß sie von der Königin selbst, so wie von keinem ihrer Anhänger bemerkt worden, fast ein Beweis, daß in den Schlüssen unsers Autors sich ein Mißverstand oder eine Täuschung offenbaren. Und so weit sind sowohl unsere Geschichtschreiber, als Mariens Ver-

theidiger, davon entfernt, die gewöhnliche Angabe von der Zeit in Zweifel zu ziehen, wo die Königin nach Glasgow aufgebrochen und von da zurückgekehrt sey, daß sich unter ihnen auch nicht der geringste Schein von Verschiedenheit hinsichtlich dieses Punktes findet. Aber weiter:

2. Diejenigen Papiere in den öffentlichen Akten, worauf unser Autor den Beweis seiner Behauptungen gründet, hinsichtlich der Ortsveränderungen der Königin, sind nicht die Originale, von der Königin selbst unterschrieben, sondern blos Copieen oder Uebertragungen von Copieen dieser Originale. Es ist unnöthig und würde auch nicht leicht seyn, dies solchen Personen verständlich zu machen, welche mit den gesetzlichen Formen in Schottland nicht bekannt sind: allein jeder mit dem Geschäftsgange bekannte Schotte wird mich verstehen, wenn ich sage u. s. w.

(Wir lassen das hier Folgende aus dem eben angegebenen Grunde Robertsons selbst weg.

A. d. Uebers.)

Aus dieser kurzen Uebersicht der Beweise unsers Autors für die Unächtheit der Briefe Mariens an Bothwell ist es klar, daß seine Beweise weit

entfernt sind, eine befriedigende Ueberzeugung hervorzubringen.

Ein anderes Argument gegen die Aechtheit dieser Briefe gründet man auf den Geist und die Schreibart, die, wie man behauptet, der Königin unwürdig seyen, und mit ihren ächten Productionen gar nicht übereinstimmten. Es ist freylich theils aus der großen Genauigkeit in der Abfassung von Mariens Briefen, theils selbst aus dem Bestreben, dabey eine schöne Handschrift zu zeigen, klar, daß sie sich selbst auf diese Vorzüge Etwas zu gute that, und für eine elegante Schreiberin gehalten zu seyn wünschte. Allein, wenn sie zuweilen in Eile schrieb, dann sind viele Spuren des Mangels an Genauigkeit unverkennbar. Ein merkwürdiges Beyspiel dieser Art findet sich in einem Papiere, das von Good 2, 301, bekannt gemacht worden. Mariens Briefe an Bothwell waren aber in der höchsten Eile geschrieben, und doch sind sie, aller Nachtheile einer Uebersetzung ohngeachtet, nicht ganz von Geist und Kraft entblößt. Die Art und Weise, wie sie ihre Liebe zu Bothwell ausdrückt, hat man für unanständig, ja für höchst auffallend gehalten. Allein Mariens Temperament veranlaßten sie, zu warmen Aeuße-

rungen in dieser Hinsicht; jenes feine Zartgefühl, welches jetzt bey dem Verkehr zwischen beyden Geschlechtern Statt findet, war damals nicht sehr bekannt, selbst nicht unter Personen vom höchsten Range. Unter des Lord Roystons Papieren befindet sich eine Reihe von Briefen von Marien an den Herzog von Norfolk kopiert aus der Harleian Library. P. 37. B. 9. Fol. 88, worinnen Maria diesem Edelmanne ihre Liebe in einer Sprache erklärt, die man heut zu Tage für höchst unzart halten würde.

Die Sonnette und einige von Mariens Briefen an Bothwell waren vor dem Morde ihres Gemahls geschrieben, einige nach diesem Vorfalle, und vor ihrer Vermählung mit Bothwell. Diejenigen, welche vor dem Tode ihres Gatten geschrieben sind, enthalten die zärtlichsten Ausdrücke ihrer Liebe gegen Bothwell, und zeigen deutlich, daß ihre Vertraulichkeit sehr verbrecherischer Art gewesen sey. Wir finden in denselben überdies dunkle Ausdrücke, welche ihre Feinde benutzten, um zu beweisen, daß sie nicht unbekannt gewesen sey mit den Plänen, die gegen das Leben ihres Gemahls geschmiedet wurden.

Aus den Briefen, welche auf den Tod ihres Gatten folgen, geht deutlich hervor, daß der Plan Bothwells, Marien mit Gewalt zu entführen und sie mit sich zu nehmen, nur in Uebereinstimmung und mit ihrer Bewilligung entworfen worden sey.

Nachdem ich so die Beweise auf beyden Seiten aufgestellt, und die verschiedenen Ansichten in Beziehung der streitigen Thatsachen untersucht habe, wird man wohl erwarten, daß ich ein Urtheil spreche. Meiner Meynung nach giebt es zwey Schlüsse, welche aus den Thatsachen, die ich aufgezählt habe, gezogen werden können.

Der eine ist der, daß Bothwell, durch Ehrsucht oder Liebe getrieben, aufgemuntert durch die bekannte Abneigung der Königin gegen ihren Gemahl, und vertrauend auf ihre Zuneigung zu ihm den Streich führte, ohne mit ihr die Art und Weise oder die Umstände der Ausführung des Verbrechens verabredet zu haben. Daß Maria, statt über die That großen Unwillen zu bezeigen, oder erzürnt gegen Bothwell zu werden, der der Vollziehung des Verbrechens beschuldigt ward, fortfuhr, ihn mit Beweisen ihrer Gunst zu überhäufen, seinen

Proceß auf eine solche Art leitete, daß es unmöglich wurde, seine Schuld zu entdecken, und daß sie kurz nachher, allen Maximen des Anstandes und der Klugheit zuwider, freywillig eine Ehe mit ihm schloß, die sie in jeder Hinsicht hätte verabscheuen sollen. Durch diesen Ausspruch wird Maria nicht für schuldig erkannt, die Ermordung ihres Gemahls angestiftet, oder auch nur ihre Zustimmung dazu im voraus gegeben zu haben; allein sie wird nicht freygesprochen davon, daß sie ihre Billigung der That durch ihr Benehmen gegen den, der der Urheber derselben war, zu erkennen gegeben habe.

Der andere Schluß ist der, den Murray und seine Anhänger zu begründen gewünscht haben: daß, so wie Jakob Earl von Bothwell der Hauptvollbringer des schrecklichen und unwürdigen Mordes war, der an der Person des Königs Heinrich guten Andenkens, des Vaters unseres souverainen Herrn und des rechtmäßigen Gemahls der Königin, begangen worden war, so auch sie selbst davon im Voraus unterrichtet gewesen, und Rath, Anschläge, Ueberredung und Befehle zu Vollziehung besagten Mordes ertheilt habe.

Welche von beyden Schlußfolgen den produzirten Beweisen am angemessensten sey, das überlasse ich meinen Lesern selbst zu bestimmen.

Auszüge aus Tytlers Untersuchung.

(Wir halten es nicht für nöthig, unsern Lesern diese Auszüge ganz so mitzutheilen, wie sie sich hier finden, weil das Meiste nur Wiederholung dessen ist, was Robertson für und wider die Aechtheit von Mariens Briefen an Bothwell angeführt hat. Nur müssen wir bemerken, daß, so wie Robertson sich für die Aechtheit derselben zu erklären scheint, so Tytler behauptet, daß sie unächt und untergeschoben seyen, größten Theils auch auf die von Robertson für diese Meynung angeführten Gründe sich stützend, wozu bey ihm noch der kommt, daß der Königin Maria nie die vermeintlichen Originale zur Recognition vorgelegt worden. Dagegen verbreitet er sich sehr weitläuftig über den Haß und die Feindschaft, welche die Königin Elisabeth von England gegen die schöne, liebenswürdige, und am Ende so unglückliche Maria gehegt habe.

Er sagt, der gelehrte und scharfsinnige Boyle habe in Beziehung auf die Sache Mariens und ih-

rer Gegner die Bemerkung gemacht: Entweder waren diejenigen, welche diese Fürstin aus ihrem Reiche zu gehen nöthigten, die größten Bösewichter, oder Maria selbst war das abscheulichste aller Weiber. Dieses sind gewissermaßen zwey Wagschaalen, gleich belastet, und man kann die eine nicht mehr beschweren, ohne die andere zu erleichtern. Was daher zu Entschuldigung der Königin dient, vermehrt in gleichem Grade die Schuld ihrer Feinde, und was die Königin belastet, mildert eben so ihre Verbrechen; — diese Verbrechen aber bestehen darin, daß sie sie gefangen gesetzt und allem folgenden Ungemache, ja dem Tode selbst, Preis gegeben haben.)

Auszüge aus Whitacker's Vertheidigung.

(Herr Campbell setzt hier als Einleitung vor:

Ich werde von des verehrlichen Herrn Ansichten mehr mittheilen, als von denen eines andern Autors, weil er zugleich der eifrigste und der vorurtheilsvollste Advocat Mariens ist. Ich wünsche jedoch meinen Feinden keine größere Arbeit und Beschwerde, als das Durchlesen der tausend falschen Vorstellungen, der Wortspiele, Sophistereyen und Wiederholungen, — die von seinem Nachfolger Chalmers nochmals wiederholt worden sind. Der

deutsche Uebersetzer aber glaubt, seinen Lesern gerade nur wenig von diesen Auszügen des Whitackerschen Werks mittheilen zu dürfen, da das Meiste sich auf die Ursachen bezieht, warum die Königin Maria von Schottland, von der Königin von England, Elisabeth, so sehr verfolgt wurde; Ursachen, die auch von andern Geschichtschreibern hinlänglich erörtert worden sind. Es mag denn zuerst das Gemählde hier folgen, welches Whitacker von dem Bruder Mariens, dem Earl von Murray, entwirft:)

Ein großes Unglück für Marien war es, daß sie einen Bruder hatte; er war freylich ein Bastard, daher von aller Hoffnung, den Thron zu besteigen, ausgeschlossen; allein er war doch nur durch Gesetze ausgeschlossen. Diese allein erzeugten die Unmöglichkeit. Gesetze aber lassen sich durch Gewalt umstürzen. Er scheint ein Mann von Kraft und Ehrgeiz gewesen zu seyn; allein von der Art, dergleichen man in der Welt oft antrifft, die sich nehmlich mehr durch die Schwäche Anderer bemerklich machen, als durch ihre eigene Stärke. Seine Stärke war List, nicht Verstand. Es war ihm ein Scharfblick zu Theil geworden, der ihn jeden Kunstgriff der Hinterlist leicht entwickeln ließ; eine

Geschicklichkeit, die ihn fähig machte, diese Kunstgriffe mit Erfolg anzuwenden, und eine Gewandtheit des Geistes, die ihn in den Stand setzte, beydes vor den Augen der Welt zu verbergen. Blos durch den Anspruch auf Auszeichnung, die seine uneheliche Verwandtschaft mit der Krone ihm lieh, blos durch das geringe Vermögen eines Bastarden, sich Macht zu verschaffen, blos durch die unbedeutenden Verbindungen eines Bastarden, Einfluß zu erhalten, erhob er sich über seine Beherrscherin, und setzte sich auf den Thron derselben. Er besaß die Geschicklichkeit, die verschlagensten und ehrsüchtigsten seiner Zeitgenossen, seiner Verschlagenheit und seiner Ehrsucht dienstbar zu machen; sie zu vermögen, daß sie die Verbrechen selbst begingen, die zu seinen Plänen gehörten; ja daß sie ihre Hände in Blut tauchten, damit er die Oberherrschaft erhielt. Allein er entfaltete eine noch größere Geschicklichkeit. Denn ob er gleich nicht ein Prinzip von Religion in sich hatte, ob er gleich keinen Funken von Ehre besaß, ob er gleich der noch verabscheuenswerthern Vergehen schuldig war, gegen die Gott besonders die Verdammung ausgesprochen hat, wurde er doch von den Reformatoren jener Zeit ein guter, braver

Mann genannt, und er ist noch von sehr Vielen bis auf unsere Tage als ein ehrlicher Mann angesehen worden.

Die Ehrsucht stachelte ihn dergestalt und schon in so frühen Lebensjahren, daß, bevor er noch das siebzehnte erreicht hatte, er sich in eine Correspondenz mit dem englischen Hofe einließ, und eine verbrecherische Verschwörung gegen sein Vaterland, seine Beherrscherin und seine Familie einging. Ein solcher Jüngling mußte denn wohl ein ungemein thätiger und für Faktionen brauchbarer Mann werden. Indessen wurde er doch nur ein Geistlicher, mit dem Titel eines Abtes von St. Andrews. Die Gesetze der Kirche, nur zu bereitwillig dem Drucke des Staates nachgebend, nahmen damals solche junge Geistliche in die Regionen des Pabstthums auf, und thun es noch. Er wurde von seinem königlichen Vater in der Kirche fixirt, um ihn von allen weltlichen Geschäften und Aemtern entfernt zu halten, und alle Unruhen zu vermeiden, die seine Ehrsucht und Geburt erregen könnte. Er erhielt späterhin eine andere Abtey, die von Pittenween, in seinem Vaterlande, und eine dritte, die von Mascon, in Frankreich. Er hatte vom Pabste

Dispensation wegen seiner Bastardschaft erhalten, die ihn damals, wie auch noch jetzt, unfähig machte, kirchliche Pfründen zu besetzen. Auch hatte er eine Bulle vom Pabste, um seine französische Abtey zugleich mit seinen schottischen Pfründen besitzen zu können. Und er leistete dem Pabste den gewöhnlichen Eid des Gehorsams.

Allein die friedlichen Pflichten eines Geistlichen vermochten die kühne und ruhelosthätige Natur seines Geistes nicht zu befriedigen. Was auch immer der Scharfblick Jakobs des Fünften vorhergesehen und seine Klugheit dadurch abzuwenden versucht hatte, daß sie ihn in eine geistliche Kleidung steckte und in eine Zelle bannte, — es wurde doch zur Wirklichkeit. Die unruhige Thätigkeit seines Sohnes durchbrach jede Schranke, aus dem Geistlichen wurde ein Weltlicher; der Abt verwandelte sich in einen Earl, und der Bastard wurde gelegenheitlich der Fluch für seines Vaters Familie.

Die Natur seines Geistes rief ihn besonders zu solchen Auftritten, wo er für seine Verschlagenheit Spielraum zur Wirksamkeit fand, und wo er Stoff zu Entwickelung seiner unruhigen Intriguensucht

hoffte. Er nahm seine Stellung auf dem verbotenen Grunde nahe dem Throne. Seine Geschäftstalente empfahlen ihn dem Dienste desselben, und seine Ehrsucht hielt stets sein Auge auf ihn gerichtet. Er liebte die Irrgärten des politischen Lebens. Er liebte es, die Schatten immer mehr zu verdichten, die Wege immer mehr ungangbar zu machen. Er liebte es, auf einem erhöhten Punkte mitten in seinem Labyrinthe zu stehen; zu sehen, wie alle um ihn her über die Schwierigkeiten, die er selbst erregt hatte, in Verlegenheit geriethen, und sich so des durch ihn für den Augenblick verursachten Elends zu erfreuen. Noch mehr liebte er es wegen seiner leidenschaftlichen Verschlagenheit, einen Sturm um sich her zu erregen, und ihn nach den Häuptern derer zu richten, welche seinen hochstrebenden Gedanken im Wege standen, dabey aber sich zu stellen, als nehme er an der Sache nicht den mindesten Antheil. Und als die Reformation mit aller Macht und Wildheit ausbrach, schloß er sich derselben an, nahm die heilige Miene eines Reformators an, kleidete sich in den langen Mantel der Puritaner, wußte sich alle die beym Volke beliebten Anführer unter der Geistlichkeit zu gewinnen, und schickte sich

an, aus ihnen brauchbare Stufen zum Throne zu machen.

Allein dies Alles hätte doch Mariens Untergang nicht vollenden können u. s. w.

(Nun folgt die umständliche Auseinandersetzung der Ursachen, warum zwischen Marien und Elisabeth eine so unversöhnliche Feindschaft bestanden, daß sie nur mit dem Tode der erstern erlöschen konnte. Unter diesen führt man an, die gänzliche Verschiedenheit der Charaktere beyder Königinnen, Mariens Ansprüche auf den Thron von England, wenn Elisabeth unvermählt starb, Ansprüche, die ihr von Papisten und Protestanten zugestanden wurden; dann, daß Maria der Elisabeth in allen eigentlich weiblichen Vollkommenheiten so sehr überlegen war, denn, wenn gleich Elisabeth in ihrem öffentlichen Leben sehr männlich erschien, konnte sie doch fremde weibliche Vorzüge nicht ohne Neid betrachten. Von Marien entwirft er folgende Charakterschilderung:)

Maria war einer derjenigen Charaktere, denen man sehr selten in der Welt begegnet, und die, wo sie sich auch zeigen mögen, nur von Wenigen wegen ihres Edelmuths gelobt, von Vielen aber, wegen ih-

rer Einfalt getadelt werden; denn sie besitzen eine solche Zutraulichkeit, daß sie auch dann ihr Vertrauen nicht zurückhalten, wenn dieses Schwäche wird. So gehen sie im Leben dahin, immer Vertrauen schenkend und immer getäuscht; unfähig, dem Strome des Zutrauens, der in ihrem Busen fließt, Einhalt zu thun, und sich von demselben in allen ihren Handlungen treiben lassend. So bildet die ganze erste Hälfte ihres Lebens ein stetes Gewebe von schlecht angebrachtem Vertrauen und von natürlich zu erwartenden Treulosigkeiten. Solch ein Charakter war auch der der Maria. Sie hatte ihren Bastardbruder und seine Anhänger schon einmahl unter den Füßen, allein nur zu leicht vergab sie ihnen. Sie hatte schon einmahl alle andern Rebellen unter dem Schwerdte des Gesetzes, allein nur zu leicht befreyte sie dieselben. Die erstern erhoben die Fahne des Aufruhrs, und wurden geschlagen; die letztern ermordeten ihren Geheimschreiber in ihrer Gegenwart und hielten selbst ihre Person in ihrem eigenen Palaste gefangen, und doch wurden sie überwältigt durch das geschickte Benehmen der Königin und die Treue ihres Heers. Und sie gestattete ihnen nicht nur aus der Verbannung zurückzukommen, sondern

sie setzte sie auch wieder in ihre Besitzungen ein und in ihre Ehrenstellen, ja selbst in die Posten um ihre Person und an ihrem Hofe. So setzte sie sie in den Stand, ihre aufrührerischen Anschläge zu erneuern, und zwar mit gleicher Macht und vermehrter Erfahrung. Sie machte sich freylich durch eine solche Handlungsart einer großen Unbesonnenheit schuldig. Ja sie ging noch weiter; sie war späterhin mit den mündlichen Versicherungen derselben Rebellen zufrieden, die, um dies zu werden, erst die stärksten Versicherungen brechen mußten, die Menschen geben mögen, ja sogar ihre Eide; nicht gerechnet, daß sie dabey noch die Verpflichtungen der Ehre und Dankbarkeit verletzten. Demohngeachtet begnügte sie sich mit ihren Worten, und setzte ein so unbedingtes Vertrauen darauf, daß sie selbst ihre Person ihren Händen überließ. Allein sie benahmen sich so, wie von dergleichen undankbaren, ehrlosen, meineidigen Menschen zu erwarten war. Sie brachten sie in ein Gefängniß; zwangen sie, ihrer Krone zu entsagen, setzten dem Nahmen nach ihren Sohn auf den Thron, in der That aber sich selbst. Durch ihre Freundlichkeit, Würde und Keuschheit gewann sie

die Herzen derer, die sie umgaben, durch Hülfe derselben entkam sie aus dem Gefängnisse, und dies gelang ihr gerade zu einer sehr bedenklichen Periode, wo die Elenden, die sie gefangen hielten, entschlossen waren, die Drohungen auszuführen, welche sie schon seit einiger Zeit hatten fallen lassen, und auf den großen Streich ihrer Ermordung dachten. Und doch blieb sie immer dieselbe. Die letzte Erfahrung, so bitter sie auch war, hatte sie nicht von der ursprünglichen Sanftheit ihres Gemüths geheilt. Sie war immer noch leichtgläubig im Punkte menschlicher Redlichkeit: — brachte augenblicklich ein Heer zusammen; demohngeachtet wurde sie geschlagen; und abermals verfiel sie in den ihr so nachtheilig gewesenen Anfall von Vertrauen. Sie floh vor der Treulosigkeit der Aufrührer und lieferte sich der Treulosigkeit der Elisabeth aus. Sie fand letztere noch treuloser als die erstern, und von dieser Aeußerung falsch angebrachten Vertrauens konnte sie sich späterhin nicht wieder erhohlen.

Am 16. May 1568 floh sie nach England zu einem Abte von wenig mehr als 25 Jahren. Nun regte Elisabeth den Earl von Murray an, mit der Beschuldigung des Ehebruchs und Mordes gegen

Marien hervorzutreten. Allein sie wollte zu dieser Zeit eigentlich Murray selbst verderben. Mariens Untergang wurde erst nachher von ihr beschlossen. Sie wollte dem erstern nicht die Regierung lassen und auch die letztere vertilgen. Diese Heucheley und Falschheit leitete sie bey allen ihren Schritten.

Um ihren Zweck zu erreichen, fährt Whitacker fort, schmiedeten die Rebellen auch die bekannten Briefe, und die Commissarien, welche die Untersuchung führten, verglichen die Handschrift mit andern, welche ebenfalls unächt und von ihnen nachgemacht waren. Diese letztern sind jedoch der Welt gar nicht bekannt gemacht worden, sondern auf ewig im Dunkeln geblieben.

Whitacker sagt ferner: Lethington sey derjenige gewesen, der die Briefe verfertigt habe; und Buchanan habe die Sonnette gemacht; der erstere aber habe beyde, Mariens Handschrift nachahmend, abgeschrieben. Morton sey wahrscheinlich Verfasser des ersten Contraktes für Marien gewesen, der dann mit einer Hand geschrieben worden, die der Mariens nicht geglichen habe; auch den zweyten Contrakt habe er in der angeblichen Handschrift von Huntly, seinem unmittelbaren Vorgänger in dem Kanzleramte,

aufgesetzt, und Murray selbst, der eigentlich der leitende Genius des ganzen schändlichen Unternehmens war, fabrizirte wahrscheinlich mit eigener Hand die Bekenntnisse des Paris u. s. w.

Buchanan hat unter Mariens Freunden lange den Schimpf ertragen, ihre Briefe an Bothwell geschmiedet zu haben. Allein ich bin durch Beweise genöthigt, Buchanan von diesem schändlichen Verdachte zu reinigen und ihn auf einen andern zu wälzen*).

Zum ersten Mahle erwachte in den Rebellen der Gedanke, eine Reihe unächter Briefe unterzuschieben, am 24. July 1576. Es war ganz gewiß ein Funke aus dem Geiste Lethingtons, durch die Vereinigung der Gedanken von Ehebruch und Mord entstanden, welche damals unter dem Pöbel der Geistlichkeit und des Adels zu Edinburg im Gange waren, und durch seine eigene Geschicklichkeit, Mariens Handschrift täuschend nachzuahmen. Er gestand den Commissarien zu York selbst, daß er ihre Handschrift oft nachgeahmt habe. Die Rebellen

*) Ursprünglich wurde das Nachmachen dieser Briefe einer Maria Bethum oder Beaton, einer von Mariens Ehrendamen, zugeschrieben Jebb. 1, 521. u. 11. 243.

selbst nannten ihn eines der besten Werkzeuge zur Erreichung ihrer Absichten. Er wollte eigentlich Marien durch diese Fabrikation falscher Briefe blos bewegen, dem Throne zu entsagen.

(Hier schließe ich, sagt Campbell, und freue mich, daß ich zu Stande bin, denn durch die drey Bände von Whitacker sich durchzuarbeiten und seine ewigen Wiederholungen von Goodall zu bemerken, ist nichts Leichtes. Meine Leser würden sich mir daher auch nicht sehr verpflichtet fühlen, wenn ich sie Chalmers Nachklänge dieser beyden Schriftsteller hören ließ.

Laing

wiederhohlt und bestätigt nur dasjenige, was von seinem Vorgänger gegen Maria vorgebracht worden ist. Er ist ein warmer Gegner der Vertheidiger der Königin und hat viele jacobitische Betrügereyen aufgedeckt. Er hat auch das Verdienst, einen der Originalbriefe des goldenen Kästchens ans Licht gebracht zu haben.

Miß Benger.

hat zwey tüchtige Bände geschrieben unter dem Titel: Denkwürdigkeiten der Königin Maria von Schottland, am Hofe Heinrichs des Zweyten. Sie führt Chalmer's immer an und lobt ihn, dessen Werk einige Zeit vor dem der Miß Benger erschienen war. Sie schreibt wohl angenehm und interessant für Leute, welche nicht tiefer in die Geschichte der Königin Maria eindringen wollen, als unsere schöne Verfasserin selbst eingedrungen zu seyn scheint. Ihr Werk behandelt Mariens Kindheit, und in diesem Buche und Hume's Geschichte der Regierung der Elisabeth ist Alles enthalten, was man über die liebenswürdige Königin von Schottland zu wissen nöthig hat.

Ich eröffnete die Behandlung meines Gegenstandes, sagt Campbell, mit dem geschichtlichen Berichten von Hume, und ich beschloß sie auch mit diesem bewundernswerthen und correcten Autor. Da ich die Schriftsteller, die er anführt, auch gelesen habe, hätte ich sie auch benutzen können; allein wer hätte das mit so viel Deutlichkeit und Eleganz zu thun vermocht als Hume?

Als ich mit Buchanan begann, hatte Hume Marien nach England geführt, um eine Zuflucht hier zu suchen, und die Königin Elisabeth hatte das Amt der Schiedsrichterin zwischen Marien und den Schottischen Ständen übernommen; die Conferenzen zu York, Westminster und zu Hampton-Court werden nun in dem Folgenden entwickelt.

(Wir geben diesen letzten Abschnitt des Campbell'schen Werks vollständig, weil er auch den deutschen Lesern höchst interessant seyn muß.

Anm. d. Ueb.)

Conferenzen zu York und Hampton=Court.

Die zur Untersuchung dieser großen Sache von dem englischen Hofe ernannten Commissarien waren der Herzog von Norfolk, der Earl von Sussex und Sir Ralph Sadler, und York war zum Conferenzorte bestimmt. Lesley, Bischof von Roß, die Lords Herries, Levingstone und Boyde, nebst noch drey Personen, erschienen als Commissarien von Seiten der Königin von Schottland. Der Earl von Murray, Regent, der Earl von Morton, der Bischof von Orkney, Lord Lindesay und der Abt von Dunfermling waren von dem Könige und dem Königreiche von Schottland als Commissarien bestellt. Secretair Lidington, George Buchanan, der berüchtigte Poet und Historiker, nebst einigen Andern, waren zu ihren Gehülfen ernannt.

Es war ein großer Zuwachs zu Elisabeths Ehre, daß sie so zur Schiedsrichterin zwischen den Partheyen eines benachbarten Königreichs erwählt

worden war, das seit mehreren hundert Jahren die heftigste Eifersucht und gehässigste Gesinnung gegen England genährt hatte; und nicht minder groß war ihre Freude, daß sie so das Glück und den Ruf einer so gefährlichen Nebenbuhlerin, die ihr längst die höchste Unruhe verursacht hatte, gänzlich in ihrer Gewalt sahe. Einige Umstände ihres letzten Benehmens hatten zwar ein Hinneigen auf Mariens Seite zu erkennen gegeben; allein ihr vorwaltendes Interesse leitete sie doch, die Feinde dieser Fürstin zu begünstigen. Die Betheuerungen ihrer Unpartheylichkeit waren offen und häufig, und es war ihr damit so weit gelungen, daß jede Seite ihre Commissarien der Partheylichkeit gegen ihre Gegner anklagte. Sie selbst scheint ihnen keine Vorschrift zu ihrer Entscheidung ertheilt zu haben; allein sie wußte recht wohl, daß die Vortheile, die sie einärndten müßte, groß wären, der Ausgang möchte seyn, welcher er wollte. Wenn Mariens Verbrechen durch unzweydeutige Beweise erhärtet werden sollten, so konnte sie den guten Ruf dieser Fürstin auf immer beflecken, sie wahrscheinlich stets als Gefangene in England behalten; sollten die Beweise zur Ueberführung nicht hinreichen, so wollte man sie zwar wie-

der auf den Thron setzen, allein unter solchen Beschränkungen, welche die Elisabeth zur immerwährenden Schiedsrichterin aller Zwistigkeiten unter den Partheyen in Schottland, und so in der That zur unumschränkten Beherrscherin des Reiches machen mußten.

Mariens Commissarien reichten, ehe sie ihre Klagepunkte gegen ihre Feinde in Schottland aufstellten, eine Protestation ein, daß ihr Erscheinen in dieser Sache auf keine Weise die Unabhängigkeit ihrer Krone beeinträchtigen, noch als Zeichen ihrer Unterordnung unter England angesehen werden sollte. Die englischen Commissarien nahmen diese Protestation an, allein mit Verwahrung der Ansprüche von England. Die Klagepunkte dieser Fürstin wurden nun verlesen und enthielten umständlich eine Darstellung aller der Kränkungen, welche sie seit ihrer Vermählung mit Bothwell erfahren hatte. Ihre Unterthanen hätten nehmlich die Waffen gegen sie ergriffen unter dem Vorwande, sie aus der Gefangenschaft zu befreyen, und als sie sich selbst ihren Händen überliefert, hätten sie zu Lochlevin sie in Gefangenschaft gebracht; sie hätten ihren Sohn, ein Kind, auf den Thron gesetzt; hätten die Waffen ge-

gen sie ergriffen nach ihrer Befreyung aus dem Gefängnisse; hätten alle ihre Vorschläge zum Vergleich verworfen; hätten ihren Truppen Schlachten geliefert und sie zur Rettung ihrer Person genöthigt, in England Zuflucht zu suchen.

Als Antwort auf diese Klagepunkte übergab der Earl von Murray einen summarischen und unvollkommenen Bericht der letzten Verhandlungen. Der Earl von Bothwell nehmlich, der bekannte Mörder des letzten Königs, habe, kurz nachdem er dieses Verbrechen begangen, sich der Person der Königin bemächtigt und sie nach Dunbar geführt; er habe einen solchen Einfluß auf sie gewonnen, daß er sie vermocht, ihm ein Heyrathsversprechen zu geben; dem zu Folge habe er seine Scheidung von seinem frühern Weibe bewirkt und Anspruch darauf gemacht, seine Ehe mit der Königin zu vollziehen; das Aergerliche eines solchen Benehmens, die Entehrung, die es der Nation zugezogen, die Gefahr, welcher der unmündige Prinz wegen der Versuche dieses kecken Mannes ausgesetzt gewesen, habe den Adel bewogen, zu den Waffen zu greifen und seine verbrecherischen Unternehmungen bekannt zu machen; Maria aber habe, nachdem sie sich, um ihn zu ret-

ten, selbst in ihre Hände gegeben, noch immer eine so heftige Leidenschaft gegen ihn merken lassen, daß sie es zu ihrer eigenen, so wie der öffentlichen Sicherheit für nothwendig gehalten, ihre Person einige Zeit lang gefangen zu setzen, bis Bothwell und die andern Mörder ihres Gemahls hätten können zur Rechenschaft gezogen und wegen ihrer Verbrechen bestraft werden; während dieser Eingeschlossenheit habe sie freywillig, ohne allen Zwang oder Gewalt, blos weil ihr die mit dem Besitze der Macht verbundene Unruhe und Quälerey zuwider gewesen, der Krone zum Besten ihres einzigen Sohnes entsagt und den Earl von Murray als Regenten während der Minderjährigkeit von jenem ernannt. Der Königin Antwort auf diese Rechtfertigung ließ sich leicht vermuthen: sie habe nehmlich nicht gewußt, auch nicht ahnen können, daß Bothwell, der durch eine Jury freygesprochen und ihr von dem ganzen Adel zum Gemahl empfohlen worden, der Mörder des Königs gewesen sey; sie habe gewünscht und wünsche noch, daß, wenn er wirklich schuldig sey, er zur verdienten Strafe gezogen werden möge; ihre Thronentsagung sey ihr durch die wohlbegründete Furcht vor der Gefahr ihres Lebens, so wie durch bestimmte

Androhung von Gewalt entrissen worden, und Throgmorton, der englische Gesandte, so wie andere ihrer Freunde, hätten ihr gerathen, dieses Papier zu unterschreiben, als das einzige Mittel, sich vor dem Aeußersten zu schützen, und sie versichert, eine Einwilligung, unter solchen Umständen gegeben, könne niemals einige Gültigkeit haben.

In so weit schien es denn, die Königin von Schottland habe den Vortheil hier auf ihrer Seite gehabt, und die englischen Commissarien möchten sich wohl sehr gewundert haben, daß Murray eine so schwache Vertheidigung führte und alle wesentliche Beschuldigungen gegen diese Fürstin unterdrückt hatte, worauf seine Parthey stets so fest bestanden war, wären sie nicht in einigen vorhergehenden besondern Conferenzen von dem Geheimniß unterrichtet worden. Mariens Commissarien hatten prahlend geäußert, Elisabeth sey, aus Achtung gegen ihre Anverwandte, und weil sie die Rechte der Souverainetät aufrecht zu erhalten wünsche, entschlossen, so strafbar auch immer das Benehmen dieser Fürstin scheinen möchte, sie auf ihren Thron wieder einzusetzen; und Murray, der sich einiger frühern Maßregeln des englischen Hofes erinnerte, fing an zu

fürchten, diese Erwartungen möchten denn doch wohl einen guten Grund haben. Er glaubte, daß Maria, wenn er den heftigsten Theil der Anklage gegen sie nicht zur Sprache brächte, sich billigen Vergleichsbedingungen leicht fügen würde; ginge er aber auf einmal so weit, sie mit der vollen Anklage ihrer Schuld zu belasten, dann könne nachher kein Vergleich stattfinden, und sollte sie entweder durch Elisabeths Macht oder durch den Beystand ihrer andern Freunde wieder in ihre Herrschaft eingesetzt werden, dann mußte er und sein Anhang ihrer strengen und unversöhnlichen Rache ausgesetzt seyn. Daher beschloß er denn, nicht zu schnell eine Maßregel zu ergreifen, die er ohnmöglich je wieder zurücknehmen könnte, und machte Norfolk und andern englischen Commissarien im Geheim einen Besuch, gestand ihnen seine Bedenklichkeiten, legte ihnen die Beweise der Schuld der Königin vor und wünschte einige Sicherheit wegen des Schutzes der Elisabeth zu erhalten, im Fall dieser Beweis, nach bestandener Prüfung, vollkommen befriedigend ausfallen sollte. Dem Norfolk waren diese Bedenklichkeiten des Regenten nicht eben mißfällig, denn er war immer auf der Parthey der Königin von Schottland

gewesen. Der Secretair Lidington, der sich ebenfalls dieser Parthey zuzuneigen schien und ein Mann von ganz besonderer Geschicklichkeit und Fähigkeit war, hatte ihn vermocht, fernere Pläne zu ihrem Besten zu entwerfen, ja selbst auf eine Vermählung mit ihr zu denken, und obgleich dieser Herzog gestand, daß die Beweise gegen Marien unzweifelhaft seyen, ermunterte er doch Murray in seinem jetzigen Entschlusse, sie nicht öffentlich in den Conferenzen vor den englischen Commissarien zu produciren.

Norfolk war indessen genöthigt, dem Gerichtshofe die von dem Regenten aufgesetzten Fragen vorzulegen. Diese Fragen bestanden aus vier Punkten: Ob die englischen Commissarien von ihrer Souverainin Macht und Gewalt bekommen hätten, ein Urtheil gegen Marien zu fällen, im Fall ihre Schuld vor ihnen hinlänglich bewiesen werden sollte? Ob sie versprechen wollten, diese Gewalt auszuüben und zu Fällung eines wirklichen Urtheilsspruches zu schreiten? Ob die Königin von Schottland, wenn sie wirklich schuldig befunden werden sollte, den Händen des Regenten ausgeliefert werden oder wenigstens in England so verwahrt werden würde,

daß sie nicht im Stande seyn könnte, die Ruhe von Schottand zu stören? Und dann, ob Elisabeth in diesem Falle gleichfalls versprechen würde, den jungen König anzuerkennen und den Regenten bey seiner Gewalt und Macht zu schützen?

Als diese Fragen nebst den andern Verhandlungen der Elisabeth vorgelegt wurden, kam sie auf den Gedanken, daß sie auf einen Schluß hindeuteten, der entscheidender und vortheilhafter war, als sie bisher erwartet hatte. Sie beschloß daher, die Sache ganz in's Licht zu setzen, und unter dem Vorwande, daß die Entfernung von ihrer Person die Verhandlungen ihrer Commissarien verzögere, befahl sie ihnen, nach London zu kommen und dort ihre Untersuchungen fortzusetzen. Als sie erschienen, verstärkte sie die Commission sogleich durch einige der angesehensten Mitglieder ihres geheimen Raths, nehmlich den Sir Nicolaus Bacon, Lord Keeper, die Earls von Arundel und Leicester, Lord Clinton, Admiral, und Sir William Cecil, Secretair. Die Königin von Schottland, welche nichts von diesen geheimen Motiven wußte und erwartete, daß Furcht oder Anstand den Murray abhalten würde, zu einer so heftigen Anklage gegen sie zu schreiten be-

zeigte sich mit diesem Aufschube vollkommen zufrieden und erklärte, daß, da nun die Sache unter der unmittelbaren Aufsicht der Elisabeth stehe, sie sich in den Händen befinde, wo sie sie am liebsten sähe. Die Conferenzen wurden demnach zu Hampton-Court fortgesetzt und Mariens Commissarien erhoben keine Schwierigkeiten, wie zuvor, dabey zugegen zu seyn.

Unterdessen ertheilte die Königin auf alle Anfragen Murray's befriedigende Antworten und erklärte, daß, ob sie gleich wünschte und hoffte, daß sie durch die gegenwärtige Untersuchung von Mariens Unschuld vollkommen überzeugt werden würde, doch, insofern das Gegentheil erfolgen und diese Fürstin wirklich als schuldig an der Ermordung ihres Gemahls erscheinen sollte, sie ihrer Seits dieselbe als eines Thrones unwürdig ansehen würde. Der Regent, aufgemuntert durch diese Erklärung, entwickelte nun seine Beschuldigung gegen die Königin von Schottland umständlicher, und nachdem er geäußert, daß er nur mit Widerwillen diesen äußersten Schritt thue und daß Nichts als die Selbstvertheidigung, welche doch wegen Rücksichten auf Delicatesse keineswegs aufgegeben werden könne,

ihn zu einer solchen Maßregel hätte bestimmen können, klagte er sie in ganz deutlichen Ausdrücken der Theilnahme und Mitwissenschaft an der Ermordung des Königs an. Ueberdies erschien der Earl von Lenox vor den englischen Commissarien, und indem er um Rache wegen des Todes seines Sohnes flehte, klagte er Marien als Mitschuldige mit Bothwell an der schrecklichen That an.

Als diese Beschuldigung so unerwartet eingereicht wurde und man Abschriften davon dem Bischofe von Roß, dem Lord Herries und den übrigen Commissarien Mariens zustellte, weigerten sich diese, bestimmt darauf zu antworten, und gründeten ihr Stillschweigen auf ganz außerordentliche Ursachen *). Sie hätten, sagten sie, Befehle von ihrer Gebieterin, Befehle, daß, wenn Etwas, was die Ehre derselben kränken möchte, geäußert werden sollte, sie sich nicht dagegen vertheidigen sollten, indem sie eine unabhängige Fürstin sey und keinem Gerichtshofe unterworfen seyn könne; und sie verlangten, Maria

*) Diese Ursachen oder Gründe scheinen doch die natürlichsten zu seyn; denn allerdings ist es wahr, daß ein souverainer Fürst kein Tribunal über sich erkennen kann. Anm. d. Ueb.

solle vorher Gehör bey Elisabeth erhalten, denn nur ihr, ihr allein wolle sie eine Vertheidigung ihrer Unschuld vorlegen. Sie vergaßen, daß die Conferenzen Anfangs begonnen und fortgesetzt worden waren in keiner andern Absicht, als eben, um sie von den Anklagen ihrer Feinde zu reinigen, daß Elisabeth stets betheuert hatte, nur als ihre Freundin sich mit der Angelegenheit zu befassen, und zwar mit voller Zustimmung Mariens, keinesweges aber, sich eine Gerichtsbarkeit über sie anmaßen zu wollen; daß Elisabeth vom Anfange an sich geweigert hatte, ihr eine Audienz zu bewilligen, bis sie sich von dem ihr zur Last gelegten Verbrechen gereiniget haben würde; daß sie durch das Beharren auf diesem Entschlusse also kein neues Zeichen ihrer Partheylichkeit gegeben habe, und daß, ob sie gleich dem Earl von Murray und seinen Collegen eine Audienz ertheilt hatte, sie doch dieselbe Ehre auch Mariens Commissarien hatte widerfahren lassen, und so war denn ihr Benehmen gegen beyde Theile vollkommen gleich *).

*) Mariens Beschwerde über die Partheylichkeit der Königin, weil sie Murray zu einer Conferenz zugelassen, war ein bloßer Vorwand, die Conferenz abzu-

Da die Commissarien der Königin sich weigerten, auf Murray's Beschuldigungen zu antworten, so schien die nothwendige Folge davon die zu seyn, daß die Conferenz keinen weitern Fortgang haben konnte. Allein obgleich dieses Stillschweigen als ein Verdacht gegen sie erklärt werden konnte, so entsprach es doch nicht ganz der Absicht der englischen Minister, welche dieser Fürstin abgeneigt waren. Sie wünschten noch immer die Beweise ihrer Schuld in Händen zu haben, und um diese mit Anstand von dem Regenten zu erhalten, wurde von Elisabeth ein feiner Kunstgriff angewendet. Murray wurde vor die englischen Commissarien beschieden und von ihnen im Namen der Königin wegen der furchtbaren Beschuldigungen getadelt, die er mit so

brechen. Sie bedient sich freylich dieses Grundes in dem Befehle zu diesem Zwecke (s. Goodal Vol. 7. p. 184.); allein in ihrem Privatbriefe werden ihre Commissarien angewiesen, sich dieses Befehls zu bedienen, um ihre Ehre keinen Angriffen auszusetzen. Es war also blos die Anklage, die sie fürchtete. Murray war der mindest heftige aller ihrer Feinde. Er befand sich im Auslande, als ihre Unterthanen aufstanden und sie gefangen setzten; er hatte die Regentschaft blos angenommen, als sie ihm von der Nation war angetragen worden.

viel Verwegenheit gegen seine Beherrscherin gewagt habe; allein wenn auch der Earl von Murray, setzten sie hinzu, so wie die übrigen Commissarien, die Pflicht der Treue gegen ihre Fürstin so weit vergessen hätten, so würde sie, die Königin, es doch nie übersehen, was sie ihrer Freundin, ihrer Nachbarin und ihrer Anverwandtin schuldig sey; daher wünsche sie zu wissen, was sie zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen haben möchten. Auf diese Weise veranlaßt, fand Murray kein Bedenken, die Beweise seiner Anschuldigung gegen die Königin von Schottland zu produciren; unter andern einige Liebesbriefe und Sonnette von ihr an Bothwell, alle von ihrer eignen Hand geschrieben, so wie zwey andere Papiere, eins von ihrer eignen Hand geschrieben, das andere nur von ihr unterschrieben und von dem Earl von Huntley geschrieben. Jedes derselben enthielt ein Eheversprechen an Bothwell, gegeben vor dem Prozesse und der Lossprechung dieses Edelmannes.

Alle diese wichtigen Papiere hatte Bothwell in einem silbernen Kästchen verwahrt, welches ihm

Maria geschenkt und das ihrem ersten Gemahle, Franz, zugehört hatte; und ob ihm gleich diese Fürstin befohlen hatte, die Briefe sogleich nach deren Empfang zu verbrennen, so hatte er es doch für besser gehalten, sie als ein Pfand ihrer Treue aufzubewahren und dem Sir James Balfour, dem Gouverneur des Schlosses von Edinburg, zum Aufheben zu übergeben. Als diese Festung durch die verbündeten Lords belagert ward, sandte Bothwell einen Diener ab, um das Kästchen von dem Gouverneur wieder abzuholen. Balfour übergab es dem Boten; allein da er eben zu jener Zeit von Bothwell einige Beleidigungen erlitten hatte und im Geheim ein Abkommen mit der herrschenden Parthey zu treffen im Begriff war, so ließ er dem Earl von Morton Nachricht davon zukommen und veranstaltete es so, daß die Papiere von ihm aufgefangen werden mußten. Sie enthielten unwiderlegliche Beweise von Mariens verbrecherischer Correspondenz mit Bothwell, von ihrer Zustimmung zur Ermordung des Königs und von ihrer Mitwirkung zu der Gewaltthätigkeit, welche Bothwell an ihr zu verüben sich un-

terfangen hatte. Murray unterstützte diesen Beweis durch das Zeugniß einiger entsprechenden Thatsachen und fügte einige Zeit nachher das Bekenntniß eines Sterbenden hinzu, eines gewissen Hubert, oder French Paris, wie man ihn nannte, eines Dieners von Bothwell, der eben des Königsmordes wegen hingerichtet worden war und der die Königin geradezu beschuldigte, daß sie an dieser strafbaren Unternehmung Theil gehabt habe.

Mariens Commissarien hatten sich jedes Mittels gegen den Schlag bedient, den sie gegen sich geführt sahen und gegen den sie, wie es scheint, nicht mit hinlänglichen Vertheidigungsgründen versehen waren. Sobald Murray seine Beschuldigung oder Klage vorgebracht hatte, versuchten sie es, die Conferenz aus einer Untersuchung in eine Unterhandlung zu verwandeln; und obgleich durch die englischen Commissaire unterrichtet, daß Nichts entehrender für ihre Gebieterin seyn könne, als sich in eine Unterhandlung mit so treulosen Unterthanen einzulassen, ehe sie sich wegen der ungeheuren Beschuldigungen gerechtfertigt habe, die gegen sie erhoben worden, so bestanden sie doch immer darauf, Elisabeth solle Vergleichsbedingungen zwischen Ma-

rien und ihren Feinden in Schottland aufsetzen. Sie behaupteten, so lange, als ihre Beherrscherin keine Antwort auf Murray's Klage eingereicht, auch seine Beweise weder verlangt noch producirt werden könnten; und da sie fanden, daß die englischen Commissarien immerfort entschlossen waren, auf die projectirte Weise fortzuhandeln, brachen sie endlich die Conferenzen ab und wollten keine weitere Antwort eingeben. Diese Papiere, wenigstens Uebersetzungen davon, sind seitdem öffentlich bekannt gemacht worden. Die Einwendungen gegen ihre Aechtheit sind im Ganzen unbedeutend; allein wären sie auch noch so scheinbar, so kann man doch jetzt nicht darauf achten, da Maria zu der Zeit, wo die Wahrheit vollständig hätte aufgeklärt werden können, in der That die Beweise gegen sie dadurch bestätigte, daß sie von einer Untersuchung gerade in dem kritischen Augenblicke nichts wissen wollte und sich weigerte, auf die Anklage ihrer Feinde zu antworten.

Allein Elisabeth, ob sie gleich selbst zu ihrer Befriedigung genug gesehen hatte, war entschlossen, die ausgezeichnetsten Personen ihres Hofes ebenfalls mit diesen Verhandlungen bekannt zu machen und sie von der Billigkeit ihres Benehmens zu überzeu-

gen. Sie ließ daher ihren geheimen Rath versammeln, und um die Sache desto feyerlicher und zuverlässiger zu machen, zugleich mit demselben die Earls von Northumberland, Westmoreland, Shrewsbury, Worcester, Huntingdon und Warwick. Alle Verhandlungen der englischen Commissarien wurden ihnen vorgelesen, die von Murray vorgebrachten Beweise wurden durchgegangen, eine große Anzahl von Briefen, die Maria an Elisabeth geschrieben hatte, ihnen vorgelegt und die Handschrift mit der der Briefe verglichen, welche der Regent eingereicht hatte; die Weigerung der Commissarien der Königin von Schottland, irgend eine Antwort zu ertheilen, wurde ihnen mitgetheilt, und im Betreff des Ganzen sagte ihnen Elisabeth, daß da sie es Anfangs für unzweckmäßig gehalten, Marien, nachdem ihr so schreckliche Verbrechen aufgebürdet worden, eher persönliches Gehör zu ertheilen, als bis sie einigermaßen sich deshalb gerechtfertigt haben würde, sie nun, da ihre Schuld durch so viele Beweise bestätiget werde und durchaus keine Antwort darauf von ihrer Seite erfolge, um so fester auf diesem Entschlusse bestehen müsse. Elisabeth forderte nun die Commissarien der Königin von Schottland zu sich,

und nachdem sie bemerkt hatte, daß es für ihre Beherrscherin anständiger sey, die Conferenzen fortzusetzen, als um die Gunst zu bitten, sich persönlich zu rechtfertigen, sagte sie ihnen, Maria möchte ihre Erwiederung entweder durch eine Person, der sie vertraue, übergeben lassen, oder sie selbst einem englischen Edelmanne überliefern, den sie ihr zusenden wolle; allein was ihren Entschluß betreffe, ganz und gar keine Antwort zu geben, so müsse sie diesen als den stärksten Beweis ihrer Schuld ansehen, auch könne sie diejenigen nicht für ihre Freunde halten, welche ihr dieses Benehmen angerathen hätten. Alle diese Aeußerungen entwickelte sie noch stärker in einem an Marien selbst gerichteten Briefe.

Die Königin von Schottland hatte gegen diese dringenden Vorstellungen keine andere Ausflucht, als immerfort um Gehör bey Elisabeth selbst zu bitten, eine Gunst, die, wie sie wohl fühlte, ihr nie gewährt werden würde, weil Elisabeth wußte, daß dieses Mittel nichts entscheiden könne, weil es die Dinge auf eine Spitze trieb, wohin sie diese Fürstin nicht zu haben wünschte, und weil sie ihr vom Anfange an verweigert worden war, ehe noch die Conferenzen begonnen hatten. Um sich selbst in bes-

serer Fassung zu erhalten, dachte Maria auf ein anderes Mittel. Obgleich die Conferenzen abgebrochen worden waren, befahl sie ihren Commissarien doch, den Earl von Murray und seine Genossen als die Mörder des Königs anzuklagen; allein diese Anklage, jetzt zu spät kommend und blos durch Murray's Klage abgenöthigt, auch durchaus von keinen Beweisen unterstützt, konnte blos als eine gehässige Rückbeschuldigung gegen ihren Feind betrachtet werden. So wünschte sie auch Abschriften von den von dem Regenten eingereichten Papieren zu erhalten; allein da sie auf dem Entschlusse beharrte, vor den englischen Commissarien keine Antwort zu geben, so wurde ihr diese Bitte bestimmt abgeschlagen.

Da nun Maria auf diese Art den Conferenzen ein Ende gemacht hatte, so äußerte der Regent ein großes Verlangen, nach Schottland zurückzukehren, und er klagte, daß seine Feinde den Vortheil seiner Abwesenheit benutzt und die ganze Regierung in Verwirrung gebracht hätten. Elisabeth entließ ihn daher und bewilligte ihm 5000 Pf., um die Kosten der Reise davon zu bestreiten. Während der Konferenzen zu York kam der Herzog von Chatel-

rault zu London aus Frankreich an, und da die Königin wußte, daß er auf Mariens Seite stand, und sehr scheinbare Ansprüche auf die Vormundschaft über die Könige von Schottland hatte, so hielt sie es für gut, ihn bis nach Murray's Abreise zurückzuhalten. Allein trotz dieser Beweise von Gunst und Gewogenheit, und noch anderer Unterstützung, die sie diesem Edelmanne gewährte, vermied sie doch stets den jungen König anzuerkennen, oder mit Murray als Regent von Schottland zu unterhandeln.

Es wurde Befehl gegeben, die Königin von Schottland von Bolton, einem von Katholiken umgebenen Orte weg, und nach Tutbury, in der Grafschaft Stafford zu bringen, wo sie unter den Gewahrsam des Earl von Schrewsbury gestellt ward. Elisabeth hegte die Hoffnung, diese Fürstin solle, entmuthigt durch ihr Mißgeschick und in Verlegenheit gesetzt durch die letzten Verhandlungen, froh seyn, wenn sie sich einen sichern Rückzug aus allen den Stürmen, womit sie zu kämpfen gehabt, verschaffen könne, und sie gelobte Alles in Vergessenheit zu begraben, wenn nur Marie es sich gefallen ließe, entweder ihrer Krone freywillig zu entsagen, oder ihren Sohn zum Mitregenten anzunehmen,

während seiner Minderjährigkeit aber die Verwaltung in den Händen des Earl von Murray zu lassen. Allein diese hochherzige Fürstin verweigerte jeden Vergleich unter solchen Bedingungen und erklärte, ihr letztes Wort solle das einer Königin von Schottland seyn. Außer vielen andern Gründen, sagte sie, die sie in diesem Entschlusse bestärkten, wüßte sie auch, daß, wenn sie in dem gegenwärtigen Falle sich zu solcher Nachgiebigkeit verstände, ihre Unterwerfung allgemein für eine Anerkennung der Schuld gehalten, und alle Verläumdungen ihrer Feinde dadurch bestätigt werden würden.

Maria bestand immerfort auf der Alternative, entweder Elisabeth sollte ihr helfen, ihr Ansehen wieder zu erringen, oder sollte ihr die Freyheit geben nach Frankreich gehen zu können, und die Freundschaft anderer Fürsten anrufen zu dürfen, und da sie behauptete, sie sey freywillig nach England gekommen, eingeladen durch viele frühere Betheurungen von Freundschaft, so dachte sie, daß entweder die eine oder die andere dieser Bitten, ihr, ohne die größte Ungerechtigkeit nicht verweigert werden könne. Allein Elisabeth die Gefahr kennend, die mit diesen beyden Vorschlägen verbunden sey, war in Geheim

entschlossen, sie immer gefangen zu halten, und da ihr Rückzug nach England gerade nicht sehr freywillig gewesen war, so schien ihr Anspruch auf den Edelmuth der Königin weniger dringend, als sie ihn gern machen wollte. Die Nothwendigkeit, glaubte man, würde bey den Klugen ihre Gefangenhaltung rechtfertigen, ihr voriges übles Betragen sie bey den Billigdenkenden entschuldigen, und ob sich gleich voraussehen ließ, daß Mitleid mit Mariens Lage, verbunden mit ihren Intriguen und einschmeichelnden Betragen, so lange sie in England bliebe, den Eifer ihrer Freunde, besonders der Katholiken beleben würde, so schienen diese Unbequemlichkeiten doch weniger stark als die, welche mit jedem andern Auswege verbunden waren. Elisabeth hegte auch, zu ihrer eigenen Geschicklichkeit, ein solches Vertrauen, daß sie alle diese Schwierigkeiten besiegen könne. Sie nahm sich vor, nicht bestimmt mit der Königin von Schottland zu brechen, sondern in ihr stets die Hoffnung einer Ausgleichung zu erhalten, immerfort mit ihr zu unterhandeln, und die Schuld, daß es zu keiner Entscheidung komme, entweder auf unvorhergesehene Zufälle oder auf die Hartnäckigkeit und Bosheit Anderer zu wälzen.

Der Herzog von Norfolk war der einzige Pär, der den höchsten Rang unter dem Adel behauptete, und da es eben keine Prinzen von Geblüte gab, so hatte ihn der Glanz seiner Familie, und sein ausgedehnter Einfluß ohne Vergleichung zum ersten Unterthan in England gemacht. Seine geistigen Eigenschaften entsprachen diesem hohen Range; wohlthätig, freundlich, edelmüthig, hatte er die Zuneigung des Volks gewonnen, klug, mäßig, demüthig, besaß er, ohne Eifersucht zu erregen, die Gnade seiner Herrscherin. Sein Großvater und Vater waren lange Zeit als die Häupter der Katholiken angesehen worden, und seine erbliche Anhänglichkeit, verbunden mit Blutsverwandtschaft, hatte ihm die Freundschaft der angesehnsten Männer dieser Parthey erworben; allein da er unter den Reformirten erzogen worden war, war er ihren Grundsätzen von Herzen ergeben und behauptete jene strenge Regelmäßigkeit und Anständigkeit im Leben, wodurch die Protestanten jener Zeit sich auszeichneten, dabey genoß er das seltene Glück, auch bey den entgegengesetztesten Partheyen beliebt zu seyn. Die Höhe seines Glückes allein war die Quelle seines Unglücks, und veranlaßte ihn

zu Unternehmungen, von denen ihn sonst seine Klugheit und Tugend gleich abgehalten haben würde.

Norfolk war zu jener Zeit Wittber; und da er sich im passenden Alter befand, so war seine Vermählung mit der Königin von Schottland Jedermann so natürlich vorgekommen, daß viele seiner Freunde sowohl als der Freunde dieser Fürstin sie gerathen fanden, allein die erste Person, die nach dem Sekretär Lidington, diesen Plan dem Herzog eröffnete, soll der Earl von Murray vor seiner Abreise nach Schottland gewesen seyn. Dieser Edelmann stellte dem Herzoge von Norfolk sowohl den Vortheil vor, die Zwistigkeiten in Schottland durch eine Vermählung zu schlichten, welche so allgemeinen Beyfall erhalten werde, so wie die Aussicht auf die mögliche Thronfolge in England, und um Norfolks Interesse desto fester mit dem Interesse Mariens zu verknüpfen, schlug er vor, daß die Tochter des Herzogs den jungen König von Schottland heyrathete.

Elisabeths vorläufige Zustimmung zu erhalten, schien sowohl dem Murray als Norfolk ein zum Gelingen ihres Plans wesentlicher Umstand; und nachdem alle Bedingungen unter ihnen in Richtig-

keit gebracht worden waren, sorgte Murray dafür, daß der Plan, vermittelst Sir Robert Melvils der Königin von Schottland mitgetheilt wurde. Diese Fürstin erwiederte darauf, daß die Quälereyen, denen sie in ihren letzten beyden Ehen ausgesetzt gewesen sey, sie geneigt gemacht hätten, ein unverehelichtes Leben zu führen; allein dem ohngeachtet sey sie entschlossen, ihre Neigung dem öffentlichen Wohle zu opfern; daher werde sie sich, sobald sie rechtlich von Bothwell geschieden worden, durch die Meynung ihres Adels und Volks bey der Wahl eines andern Gemahls bestimmen lassen.

Es ist wahrscheinlich, daß es Murray mit diesem Vorschlage nicht aufrichtig meynte. Er hatte nehmlich zwey Bewegungsgründe zur Verstellung. Er kannte die Gefahr, die ihm bey seiner Rückkehr durch das nördliche England von der Macht der Earls von Northumberland und Westmoreland drohte, welche in diesen Gegenden Mariens Parthey ergeben waren, und er fürchtete einen Aufstand in Schottland von dem Herzoge von Chatelrault und den Earls von Argyle und Huntley, die sie zu Stellvertretern, während ihrer Abwesenheit ernannt hatte. Durch diesen erkünstelten Schein von Freundschaft

bewog er Norfolk zu seinen Gunsten an diese Edelleute im Norden zu schreiben; und er überredete die Königin von Schottland ihren Stellvertretern die Erlaubniß zu geben, ja ihnen selbst zu rathen, einen Waffenstillstand mit der Parthey des Regenten abzuschließen.

Obgleich der Herzog von Norfolk es sich hatte gefallen lassen, daß Elisabeths Einwilligung vor der Vollziehung seiner Ehe eingeholt würde, so hatte er doch Ursache zu fürchten, daß er es nie dahin bringen würde, daß sie freywillig dieses gestattete. Er kannte ihre unversöhnliche Eiferfucht gegen ihre Erbin und Nebenbuhlerin, er war bekannt mit ihrer frühern Abgeneigtheit gegen alle Vorschläge einer Vermählung mit der Königin von Schottland; er sah voraus, daß diese Fürstin, wenn sie einen Mann von seiner Macht, seinem Charakter und Interesse sich vermählte, die größte Besorgniß erregen würde, und weil es dann nothwendig war, sie unter leidlichen Bedingungen wieder auf den Thron zu setzen, ja selbst ihren Charakter wieder zu heben, so fürchtete er, Elisabeth, deren Politik jetzt eine andere Wendung genommen hatte, möchte sich nie zu so nach-

sichtigen und edelmüthigen Bedingungen verstehen. Er versuchte daher vorläufig die Zustimmung und Genehmigung Verschiedener des angesehensten Adels zu gewinnen, und es glückte ihm auch mit den Earls von Pembroke, Arundel, Derby, Bedford, Schrewsbury, Southampton, Northumberland, Westmoreland, Sussex *), Lord Lumly und Sir Nicolas Throgmorton nahmen den Vorschlag mit Herzlichkeit auf; selbst der Earl von Leicester, Elisabeths erklärter Günstling, der früher die Absicht gehegt hatte, Marien zu heyrathen, gab willig alle seine Ansprüche auf, und schien sich lebhaft für Norfolk zu interessiren. Es waren aber hier noch andere Beweggründe, außer der Liebe zu dem Herzoge, welche diese allgemeine Uebereinstimmung des Adels bewirkten.

Sir William Cecil, der Staatssekretär war der wachsamste, thätigste, klügste Minister, den man jemals in England gekannt hatte, und wurde durch keine andere Absichten, als die Vortheile seiner Beherrscherin bestimmt, die er dann auch mit dem unbeugsamsten Starrsinn verfolgte. So wurde denn

*) Ahnherr der jetzigen adelichen Familie von Salisbury u. d. Exeter.

sein Ansehen mit jedem Tage vorherrschender. Immer kalt und unbeherrscht durch Vorurtheil oder Neigung, bekämpfte er leicht alle Anfälle von Leidenschaften, bisweilen auch von Laune, denen er unterworfen war, und wenn es ihm auch nicht gelang, die Königin im ersten Augenblicke zu überreden, so waren doch seine Beharrlichkeit, seine Vorstellungen und Gründe so, daß sie sich endlich selbst ihrem gesunden Verstande empfehlen mußten. Je mehr sein Einfluß bey seiner Herrin wuchs, um so mehr setzte er sich dem Neide der andern Räthe aus; und da man vermuthete, er sey dem Interesse des Hauses Suffolk ergeben, dessen Ansprüche ihm keine Gefahr für die jetzige Ordnung der Dinge herbeyzuführen schienen, so waren seine Feinde, aus Widersetzlichkeit gegen ihn geneigt, sich dem Interesse der Königin von Schottland zu weihen. Elisabeth sahe diesen Kampf unter ihren Hofleuten gerade nicht ungern, weil er ihr eigenes Ansehen zu vermehren diente: und ob sie auch den Cecil aufrecht erhielt, wenn es zum Aeußersten kam, und jede Verschwörung gegen ihn zerstreute, besonders eine, die zu dieser Zeit gegen ihn angezettelt wurde, um ihn in den Tower zu bringen, so schenkte sie ihm doch

nie ein so unbeschränktes Vertrauen, daß er alle seine Feinde hätte zermalmen können.

Norfolk, die Schwierigkeit ahnend, die er finden mußte, wenn er Cecils Rathschlägen das Gegengewicht halten wollte, besonders, wenn diese mit der Neigung und dem Interesse der Königin zusammentrafen, durfte ihm seine Absicht die Königin von Schottland zu heyrathen nicht eröffnen. Allein er ging auf dem Wege fort, sein Interesse in dem Reiche zu verstärken, und den Adel immer mehr zu veranlassen an seinen Maßregeln Theil zu nehmen. Es wurde an Marien ein Brief von Leicester geschrieben und von mehrern des ersten Ranges unterzeichnet, worinnen Norfolk ihr zum Gemahl empfohlen wurde, unter Bedingungen, zum Vortheil für beyde Reiche, besonders sollte Maria der Elisabeth und ihren Leibeserben hinlängliche Sicherheit wegen des freyen Genusses der Krone von England geben; es sollte ein immerwährendes Defensiv- und Offensivbündniß zwischen ihren Reichen und Unterthanen geschlossen werden; die protestantische Religion sollte gesetzlich in Schottland eingeführt werden und sie sollte den Rebellen in diesem Reiche eine Amnestie bewilligen. Als Maria auf diesen Antrag

eine günstige Antwort ertheilte, strebte Norfolk aufs Neue mit Eifer nach der Ausführung seines Planes, und außerdem, daß er die Interessen Vieler der angesehensten Bürgerlichen und des Adels, die am Hofe lebten, sicher stellte, schrieb er auch an die, welche auf ihren Landsitzen sich aufhielten, und das größte Ansehen in den verschiedenen Distrikten besaßen. Die Könige von Frankreich und Spanien, die sich ungemein für Mariens Sache interessirten, wurden in Geheim befragt, und gaben ihre Billigung dieser Maßregeln zu erkennen. Und wenn auch Elisabeths Einwilligung, als eine vorläufige Bedingung zu Vollziehung dieser Verbindung vorausgesetzt wurde, so war doch Norfolks Absicht offenbar diese, als ohne sie um Rath zu fragen, so weit ging, seine Parthey so stark zu machen, daß es nicht länger in ihrer Macht stehen sollte, eine abschlägliche Antwort zu geben.

Eine so ausgedehnte Verschwörung konnte ohnmöglich der Wachsamkeit der Königin und Cecils ganz entgehen. Sie ließ gegen den Herzog verschiedene Wörter fallen, woraus er erkennen sollte, daß sie mit seinen Absichten nicht unbekannt sey, und sie warnte ihn zum öftern, sich ja vorzusehen, auf wel-

ches Kissen er sein Haupt legen wolle, allein er hatte nie den Muth oder die Klugheit ihr seine ganzen Absichten offen mitzutheilen. Einige Nachricht von dessen Plane wurde ihr zuerst von Leicester, dann von Murray gegeben, der, wenn er es je mit der Beförderung von Norfolks Vermählung aufrichtig meynte, was jedoch sehr zu bezweifeln ist, zu seiner eigenen Sicherheit, und der seiner Parthey, wenigstens darauf ausging, daß Elisabeth in der That, wie dem Scheine nach, völlig Herr der Bedingungen bleibe, und daß ihr durch keine Verschwörung ihrer eigenen Unterthanen ihre Einwilligung entrissen werden sollte. Diese Nachricht erregte an dem englischen Hofe große Unruhe, und zwar um so mehr, als diese Intriguen von Umständen begleitet waren, welche wahrscheinlich der Elisabeth nicht ganz unbekannt blieben.

Unter dem Adel, und der vornehmen Bürgerschaft, welche in Norfolks Pläne einzugehen schienen befanden sich Viele, die der katholischen Religion eifrig ergeben waren, und die keinen andern Plan hatten, als den, Marien die Freyheit wieder zu verschaffen, und die sehr gern durch eine Verbindung mit fremden Mächten, ja selbst auf Unkosten eines

Bürgerkrieges sie auf den englischen Thron gesetzt hätten. Die Earls von Northumberland und Westmoreland, welche große Macht im Norden besaßen, waren die Anführer dieser Parthey; und der erstere Edelmann ließ der Königin von Schottland durch Leonard Dacres, dem Bruder des Lord Dacres, das Anerbieten thun, er wolle sie aus ihrer Gefangenschaft befreyen, und sie nach Schottland, oder an sonst einen Ort bringen, wohin sie sich zurückzuziehen für gut finden möchte. Sir Thomas und Sir Eduard Stanley, die Söhne des Earls von Derby, Sir Thomas Gerrard Rolstone, und andere vornehme Leute, deren Güter in der Nähe des Ortes lagen, wo Maria sich aufhielt, traten in gleicher Absicht zusammen und verlangten nun die Ausführung dieses Planes zu erleichtern, unterdessen von der flandrischen Seite eine Diversion gemacht werden sollte. Norfolk entmuthigte, ja unterdrückte dem Anscheine nach diese Verschwörungen, so wohl weil seine Pflichten gegen Elisabeth ihm nicht erlaubten an Ausführung seines Vorhabens durch Rebellion zu denken, als auch weil er voraussahe, daß wenn die Königin von Schottland in die Gewalt dieser Männer käme, sie zum Gemahl für sie, eher den König von

Spanien oder sonst einen fremden Fürsten wählen würden, der Macht und Neigung zugleich besäße, die katholische Religion wieder herzustellen.

Wenn sich Männer von Ehre und guten Grundsätzen, wie der Herzog von Norfolk, in gefährliche Unternehmungen einlassen, sind sie gemeiniglich so unglücklich, nur zur Hälfte Verbrecher zu werden, und indeß sie zwischen der Ausführung ihrer Plane und ihren Gewissensbissen, ihrer Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Verzeihung schwanken, machen sie sich selbst zur leichten Beute für ihre Feinde. Der Herzog, um den gegen ihn verbreiteten Argwohn zu zerstreuen, sprach gegen Elisabeth mit Verachtung von der schottischen Verbindung, behauptete, daß seine Besitzungen in England mehr werth wären, als die Einkünfte eines durch bürgerliche Kriege und Faktionen zerrissenen Königreiches, und erklärte, daß wenn er sich auf seinem Ballsaale zu Norwich, unter Bekannten und Vasallen ergötze, er sich wenigstens für einen kleinen Fürsten halte, und mit seiner Lage vollkommen zufrieden sey. Da er fand, daß er die Königin durch solche Betheurungen nicht überzeugte, und daß ihn die Minister mit eifersüchtigen Augen betrachteten, zog er sich auf seinen

Landsitz zurück, ohne Abschied zu nehmen. Kurz nachher gereuete ihm diese Maßregel und er machte sich auf, an den Hof zurückzukehren, in der Absicht jedes Mittel zu versuchen, um die Gunst der Königin wieder zu gewinnen; allein zu St. Alban's begegnete ihm Fitz-Garret, Lieutenant der Pensionäre, und von diesem wurde er nach Burnham, drey Meilen von Windsor, wo damals der Hof sich aufhielt, gebracht. Kurz darauf mußte er in den Tower unter die Aufsicht des Sir Henry Nevil wandern. Lesley, der Bischof von Roß, Abgesandter der Königin von Schottland, wurde vor dem geheimen Rathe verhört, und mit Norfolk confrontirt. Der Earl von Pembroke erhielt Arrest in seinem eigenen Hause, Arundel, Lumley und Trogmorton wurden in Verwahrung gebracht. Die Königin von Schottland selbst wurde nach Coventry abgeführt, aller Zugang zu ihr wurde einige Zeit strenger untersagt, und Viscount Hereford, den Earls von Schrewsbury und Huntingdon zu ihrer Bewachung zugegeben.

Im Norden verbreitete sich das Gerücht von einer beabsichtigten Rebellion, und der Earl von Sussex, Präsident von York, durch die Gefahr aufgeschreckt, schickte nach Northumberland und West-

moreland, um sie verhören zu lassen, allein da er keine Beweise gegen sie fand, ließ er sie wieder gehen. Unterdessen gewann das Gerücht mit jedem Tage mehr Grund, und da man viele Anzeigen entdeckte, daß es nicht aus der Luft gegriffen sey, erließ Elisabeth an diese beyden Männer den Befehl, am Hofe zu erscheinen, und sich wegen ihres Benehmens zu rechtfertigen. Sie waren in ihren strafbaren Plänen bereits so weit gegangen, daß sie es nicht wagten, sich den Händen der Königin zu überliefern. Sie hatten wirklich Maßregeln zu einem Aufstande getroffen; hatten ihre Pläne Marien und den Ministern derselben mitgetheilt, waren in Briefwechsel mit dem Herzog von Alba, dem Gouverneur der Niederlande getreten; hatten von ihm das Versprechen einer Truppenverstärkung und einer Unterstützung an Waffen und Ammunition erhalten, ja sie hatten ihn dahin vermocht, daß er einen seiner berühmtesten Hauptleute, unter dem Vorwande, einige Streitigkeiten mit der Königin auszugleichen, nach London sandte. Dieser sollte sich eigentlich an die Spitze der Rebellen im Norden des Landes stellen. Die an beyde Earls gesandten Aufforderungen beschleunigten den Ausbruch, ehe sie noch ganz

dazu vorbereitet waren, und Northumberland schwankte noch zwischen entgegengesetzten Gefahren, als er benachrichtigt ward, daß einige seiner Feinde unterwegs wären, mit dem Auftrage, ihn zu verhaften. Er setzte sich augenblicklich zu Pferde, und eilte zu seinem Verbündeten, Westmoreland, den er von seinen Freunden und Vasallen umgeben fand, berathschlagend, welche Maßregeln sie in der gegenwärtigen dringenden Lage ergreifen sollten. Sie beschlossen den Aufstand unverzüglich zu beginnen, und das große Ansehen dieser beyden Männer, nebst dem Eifer für die katholische Religion, der noch immer in der Nachbarschaft herrschte, zog ihnen bald einen großen Haufen gemeinen Volkes nach. Sie machten ein Manifest bekannt, worinnen sie erklärten, daß sie nichts gegen die Königin unternehmen wollten, der sie unverbrüchliche Treue gelobten, sondern, daß ihr einziger Zweck sey, die Religion ihrer Väter wieder herzustellen, böse Rathgeber zu entfernen und den Herzog von Norfolk nebst andern treuen Pärs ihre Freyheit und die Gunst der Monarchin wieder zu verschaffen. Die Zahl der Unzufriedenen stieg bis auf 4000 zu Fuß und 1600 zu Pferde, und sie erwarteten das Anschließen aller Katholiken in England.

Die Königin war in ihrer Selbstvertheidigung nicht nachlässig, und sie hatte durch ihr weises und kluges Benehmen noch den Vortheil, den guten Willen und die Liebe ihres Volkes, die beste Sicherheit eines Monarchen, zu besitzen, so daß in den meisten Gegenden selbst die Katholiken sich zu ihrem Dienste bereit finden ließen, und der Herzog von Norfolk selbst, ob er gleich ihre Gunst verloren hatte, und in gefänglicher Haft sich befand, konnte so weit es seine Lage gestattete, die Aushebungen unter seinen Freunden und Angehörigen befördern. Sussex, begleitet von den Earls von Rutland, den Lords Hunsdon, Eves, und Willoughby von Parham, marschirte gegen die Aufrührer an der Spitze von 7000 Mann, und fand sie bereits bis in den bischöflichen Sprengel von Durham vorgerückt, von dem sie auch schon Besitz genommen hatten. Sie zogen sich von ihm bis auf Hexham zurück, und da sie hörten, daß der Earl von Warwick und Lord Clinton mit einer größern Macht gegen sie im Anzuge sey, fanden sie kein anderes Rettungsmittel als sich zu zerstreuen, ohne einen Streich zu thun, das Volk kehrte nach Hause zurück und die Führer flohen nach Schottland. Northumber-

land wurde in diesem Lande heimlich versteckt gefunden und von Murray in dem Schlosse von Lochlevin gefangen gesetzt. Westmoreland fand Zuflucht bey den Häuptlingen der Kersen und Schotten, den Anhängern Mariens, und er überredete sie, einen Einfall in England zu machen, in der Absicht, einen Streit zwischen den beyden Königreichen zu erregen. Nachdem sie große Verheerungen angerichtet hatten, kehrten sie in ihr eigenes Land zurück. Auf diesen plötzlichen und übereilten Aufstand folgte ein anderer noch unbesonnener, den Leonard Dacres erregte. Lord Hunsdon vermochte blos an der Spitze der Garnison von Berwick, ohne irgend einen andern Beystand, diese Rebellen zu Paaren zu treiben. Große Strenge wurde gegen diejenigen ausgeübt, welche an diesen beyden Unternehmungen Theil genommen hatten. Sechs und sechszig Constables wurden gehängt, und nicht weniger als achthundert Personen sollen im Ganzen unter den Händen des Nachrichters geblutet haben. Allein die Königin war mit Norfolks Benehmen so wohl zufrieden, daß sie ihn aus dem Tower befreyte, ihm, obgleich unter einigem Schein von Gefangenschaft, erlaubte, in seinem Hause zu leben, und nur das

Versprochene von ihm verlangte, in seinen Unterhandlungen mit der Königin von Schottland nicht weiter zu gehen.

Elisabeth fand nun, daß Mariens Gefangenhaltung von all den übeln Folgen begleitet war, die sie vorausgesehen hatte, als sie sich zuerst zu dieser Maßregel entschloß. Durch ihr Unglück und durch ihren gesunden Verstand hatte sich diese Fürstin von dem Delirium erholt, worin sie während ihres Verhältnisses zu Bothwell sich befunden zu haben schien, und benahm sich nun mit so viel Bescheidenheit, Verstand und Würde, daß jeder, der sich ihr näherte, von ihrem Betragen entzückt war, und ihre Freunde sahen sich in den Stand gesetzt, durch einigermaßen wahrscheinliche Gründe alle jene Verbrechen abzuläugnen, deren sie beschuldigt worden war. Mitleid mit ihrer Lage und die Nothwendigkeit, ihr die Freyheit zu verschaffen, wurden ein Aufregungsmittel unter all ihren Anhängern, zu Beförderung ihrer Sache thätig zu seyn; und da ihre Befreyung aus der Gefangenschaft, wie man meynte, sich nicht anders, als durch Versuche bewirken ließ, welche der bestehenden Regierung Gefahr bringen mußten, so durfte Elisabeth freylich wenig Ruhe erwarten,

so lange die schottische Königin als Gefangene in ihren Händen blieb. Allein da man diese Unbequemlichkeit der Gefahr vorgezogen hatte, zu gestatten, daß diese Fürstin ihre Freyheit erhielt, und dann an allen katholischen Höfen Europa's Unterstützung suchte, so war es freylich konsequent, daß die Königin die einmahl ergriffene Maßregel behauptete und durch jedes Mittel der Klugheit gegen die Unfälle schützte, denen sie ausgesetzt war. Sie schmeichelte Marien immer noch mit Hoffnungen auf ihren Schutz, unterhielt ein zweydeutiges Benehmen zwischen dieser Königin und ihren Feinden in Schottland, unterhandelte beständig über die Bedingungen ihrer Wiedereinsetzung, machte ihr unaufhörliche Freundschaftsbetheurungen, und versuchte durch diese Kunstgriffe sowohl Marien abzuhalten, daß sie keine verzweifelte Versuchen zu ihrer Befreyung machte, als auch die Gesandten Frankreichs und Spaniens zu befriedigen, die in ihren Verwendungen zum Besten derselben nicht ermüdeten, ja diese zuweilen sogar mit Drohungen begleiteten. Diese Verstellung wurde durch gleiche Verstellung von Seiten der Königin von Schottland erwiedert: Betheurungen des Vertrauens wurden durch gleich

unaufrichtige Betheurungen vergolten; und indeß ein Schein von Freundschaft auf beyden Seiten beybehalten ward, wurde die Gehässigkeit und Eifersucht, die schon so lange unter ihnen gewaltet hatte, mit jedem Tage mehr eingewurzelt und unterhalten. Diese beyden Fürstinnen waren, in Hinsicht auf Gewandtheit, Geschicklichkeit, Thätigkeit und Geist, einander gegenseitig ziemlich gewachsen, allein unglücklicher Weise stand Maria, ihre jetzige hülflose Lage abgerechnet, im persönlichen Benehmen und Discretion, so wie an Macht, ihrer erlauchten Nebenbuhlerin sehr nach.

Elisabeth und Maria schrieben zu gleicher Zeit Briefe an den Regenten. Die Königin von Schottland begehrte, daß ihre Ehe mit Bothwell geprüft, und eine Ehescheidung gesetzmäßig zwischen ihnen ausgesprochen werden möchte. Die Königin von England ließ dem Murray die Wahl unter drey Bedingungen: Maria sollte nehmlich unter gewissen Bestimmungen in ihre Würde wieder eingesetzt werden; oder sie sollte mit ihrem Sohne gemeinschaftlich regieren, und die Verwaltung des Staats in den Händen des Regenten so lange bleiben, bis der junge Prinz volljährig geworden seyn würde, oder

endlich, es sollte ihr gestattet werden, in Freyheit als Privatperson in Schottland zu leben, und dazu sollte ihr ein anständiges Auskommen ausgemittelt werden. Murray berief eine Ständeversammlung zusammen, um über diese Vorschläge beyder Königinnen zu berathschlagen; auf Mariens Briefe erfolgte von ihm keine Antwort, unter dem Vorwande, daß sie sich des Tons eines Beherrschers in denselben bedient habe, wie er zu seinen Unterthanen spreche; eigentlich aber wohl, weil sie sahen, daß dieses Gesuch darauf berechnet war, den Weg zu einer Heyrath mit Norfolk oder sonst einem mächtigen Fürsten zu bahnen, der im Stande wäre, ihre Rechte zu unterstützen, und sie wieder auf den Thron zu setzen. Der Elisabeth antworteten sie, daß die beyden ersten Bedingungen das königliche Ansehen ihres Fürsten verletzten, so daß sie darüber auf keine Weise sich berathend einlassen könnten; die dritte allein könne ein Gegenstand der Verhandlungen werden. Es war offenbar, daß Elisabeth, indem sie Bedingungen vorschlug, die ihrer Wichtigkeit nach so ungleich waren, die Schotten blos veranlassen wollte, diejenigen abzulehnen, welche für Marien die vortheilhaftesten waren; und da es

schwer, wo nicht unmöglich war, alle Bestimmungen derselben so zu ordnen, daß sie allen Partheyen sicher und genehm schienen, so schloß man daraus, daß sie es mit keiner von allen aufrichtig meyne.

Ermordung des Earl von Murray, 1570.

Man hat behauptet, Murray habe sich mit der Königin in eine Privatunterhandlung eingelassen, damit diese Marien seinen Händen überliefern möchte; und da Elisabeth ihre Gefangenhaltung in England so gefährlich fand, so ist es wahrscheinlich, daß sie es sich, unter ehrenvollen und sichern Bedingungen, wohl würde haben gefallen lassen, einer Gefangenen entledigt zu werden, die ihr so viel Unruhe verursachte. Allein alle diese Plagen verschwanden bey dem plötzlichen Tode des Regenten, der (23. Januar) aus Rache wegen einer Privatbeleidigung von einem angesehenen Manne, Namens Hamilton, ermordet wurde. Murray war ein Mann von bedeutender Kraft, Geschicklichkeit und Festigkeit, allein wenn er auch während seiner Regentschaft in Beylegung der Streitigkeiten in Schottland nicht unglücklich war, so traten seine Talente doch glänzender hervor beym Anfange als am Ende

seines Lebens. Seine Sitten waren streng und rauh, und er besaß keineswegs jene vollkommene Redlichkeit, welche allein das Unliebenswürdige eines solchen Charakters zu ersetzen vermag.

Durch den Tod des Regenten fiel Schottland in Anarchie zurück. Mariens Parthey trat zusammen und machte sich zum Herrn von Edinburg; das Schloß, befehlicht von Kirkaldy of Grange, schien ihre Sache zu begünstigen, und da Viele von dem vornehmsten Adel sich zu dieser Parthey geschlagen hatten, wurde es wahrscheinlich, daß, obgleich das Volk ihr im Ganzen abgeneigt war, ihr Ansehen abermals das Uebergewicht erhalten dürfte. Um diese Fortschritte zu hemmen, sandte Elisabeth Sussex mit einem Heere nach dem Norden, unter dem Vorwande, die Verheerungen zu strafen, welche die Grenzbewohner begangen hatten. Er drang in Schottland ein und verwüstete die Ländereyen der Kersen und Schotten, bemächtigte sich des Schlosses Hume und verübte Feindseligkeiten an allen Anhängern Mariens, die, wie er sagte, seine Herrin dadurch beleidigt hätten, daß sie die englischen Aufrührer beherbergten. Späterhin wurde Sir William Drury mit einem Truppencorps abgesandt, und er demü-

thigte die Häuser der Hamiltons, die in derselben Faktion begriffen waren. Die englischen Heere wurden in der Folge durch ein Uebereinkommen mit der Königin von Schottland zurückgerufen, welche dagegen versprach, daß keine französischen Truppen nach Schottland geführt und die englischen Rebellen der Königin von ihren Anhängern ausgeliefert werden sollten.

Allein, obgleich die Königin, sich in das Vorgeben verhüllend, als räche sie nur ihre eigene Unbill, viel dazu beytrug, die Parthey des jungen Königs der Schotten aufrecht zu halten, so war sie doch vorsichtig genug, sich nicht offen gegen Marien zu erklären; ja sie ließ selbst an die Feinde dieser Fürstin ein Begehren, welches einem Befehle gleich kam, ergehen, daß sie einige Zeit lang keinen Regenten an Murray's Stelle erwählen sollten. Lenox, des Königs Großvater, wurde daher, unter dem Nahmen eines Statthalters (Lieutenants) einstweilen zum Gouverneur erwählt. Als sie aber nachmals hörte, daß Mariens Anhänger, anstatt Westmoreland und die andern Flüchtlinge auszuliefern, wie sie doch versprochen hatten, diese nach Flandern hatten entkommen lassen, so erlaubte sie der Parthey

des Königs, dem Lenox, den Titel des Regenten zu geben, und sie sandte Randolph als ihren Residenten ab, um einen Briefwechsel mit ihm zu unterhalten. Allein dieses zum Besten der Feinde Mariens gethanen Schrittes ohngeachtet, legte sie doch nie ihr zweydeutiges Benehmen ab, noch ließ sie den Schein der Freundschaft gegen diese Fürstin fallen. Heftig gedrungen von dem Bischofe von Roß und ihren andern Agenten, so wie von den fremden Gesandten, bewirkte sie zweymahl einen Waffenstillstand zwischen den schottischen Partheyen, und dadurch lähmte sie die Macht des Regenten, der wahrscheinlich Vortheile über die Parthey der Gegner erhalten haben würde. Durch diese scheinbaren Widersprüche erhielt sie die Partheyen in Schottland lebendig, vermehrte ihre gegenseitigen Erbitterungen und verwandelte das ganze Land in eine Scene der Verwüstung und des Elends. Sie hatte nicht die Absicht, das Königreich zu erobern und folglich weder ein Interesse noch den Plan die Partheyen gegen einander anzureizen, sondern diese Folge war eine zufällige Wirkung ihrer behutsamen Politik, wodurch sie bestimmt wurde, so viel als möglich ein gutes Einverständniß mit der Königin von Schottland zu er-

halten, und den Schein der Freundschaft mit ihr, oder wenigstens den der Neutralität, nicht zu verletzen.

Um Marien desto besser mit der Aussicht auf eine Ausgleichung hinzuhalten, wurde Cecil und Sir Walter Mildmay an sie mit Vorschlägen von Elisabeth abgesandt. Die Bedingungen waren ein wenig streng, so wie sie eine gefangene Königin von einer eifersüchtigen Nebenbuhlerin erwarten konnte; dabey aber trugen sie den Anschein desto größerer Aufrichtigkeit von Seiten des englischen Hofes. Es wurde nehmlich verlangt, die Königin von Schottland sollte, außerdem, daß sie allen Ansprüchen auf die Krone Englands, so lange Elisabeth lebte, entsagte, ein immerwährendes Offensiv- und Defensivbündniß zwischen beyden Reichen schließen; sie sollte keinen Engländer ohne Elisabeths Einwilligung und keinen andern Mann ohne Genehmigung der Stände von Schottland heyrathen; es sollte Ersatz geleistet werden für die letzten in England begangenen Verwüstungen; es sollte Gerechtigkeit geübt werden an den Mördern des Königs Heinrich; der junge Prinz sollte nach England gesandt werden, um hier seine Erziehung zu erhalten; und endlich sollten sechs

Geiseln, Alles Edelleute, der Königin von England, nebst dem Schlosse Hume und einigen andern festen Plätzen, zur Garantie der Erfüllung überliefert werden. Dieses waren die Bedingungen, unter denen Elisabeth versprach, ihren Einfluß zur Wiedereinsetzung der entthronten Königin zu verwenden. Mariens hülflose Lage nöthigte sie, sie anzunehmen, und die Könige von Frankreich und Spanien sowohl als der Pabst billigten, als sie um Rath gefragt wurden, ihr Benehmen; besonders wegen der bürgerlichen Kriege, wodurch ganz Europa zu jener Zeit zerrissen wurde, und welche die katholischen Fürsten außer Stand setzten, ihr irgend eine Unterstützung zu gewähren.

Elisabeths Commissarien schlugen Marien auch noch den Plan zu einer Ausgleichung mit ihren Unterthanen in Schottland vor; und nach einigen Berathungen über diesen Punkt wurde bestimmt daß die Königin, Lenox, den Regenten, ersuchen sollte, Commissarien abzusenden, um unter ihrer Vermittlung über Bedingungen zu unterhandeln. Mariens Anhänger rühmten sich, daß alle Bestimmungen schon mit dem englischen Hofe vollkommen festgesetzt seyen, und daß die schottischen Rebellen

bald gezwungen seyn würden, sich der Autorität ihres Beherrschers zu unterwerfen; allein Elisabeth sorgte dafür, daß diese Gründe keinen Glauben gewinnen konnten, und daß die Parthey des Königs nicht entmuthigt werden, noch in ihren Forderungen zu tief sinken möchte. Cecil meldete dem Regenten in einem Briefe, daß alle Vorschläge der Königin von England, weit entfernt, unwiderruflich bestimmt zu seyn, aufs Neue in der Conferenz erörtert werden sollten, und bat ihn, Commissarien zu schicken, welche in Behauptung der Sache des Königs fest und beständig und vorsichtig genug wären, keine Bewilligungen zu machen, welche ihrer Parthey nachtheilig werden möchten. Sussex ließ in seinen Briefen ebenfalls Winke zu diesem Zwecke fallen, und Elisabeth selbst sagte zu dem Abte von Dumferling, den Lenox an den englischen Hof gesandt hatte, daß sie nicht auf Mariens Wiedereinsetzung bestehen wolle, wenn nur die Schotten die Gerechtigkeit ihrer Sache ihr überzeugend darthun könnten, und daß, wenn ihre Gründe zur vollen Ueberzeugung nicht hinreichend seyn sollten, sie wirksame Sorge tragen werde für ihre künftige Sicherheit.

Das Parlament von Schottland ernannte (1. März) den Earl von Morton und Sir James Macgill zugleich mit dem Abte von Dumfermling, den Traktat zu unterhandeln. Diese Commissarien reichten Memoriale ein, enthaltend die Gründe für Absetzung ihrer Königin; und sie unterstützten diese Gründe durch Beyspiele aus der schottischen Geschichte, durch das Ansehen der Gesetze und durch die Meynungen vieler berühmten Gottesgelehrten. Die stolzen Ideen, welche Elisabeth von dem absoluten, unbestreitbaren Rechte der Souveräne genährt hatte, machten, daß sie durch diese republikanischen Grundsätze nicht wenig verletzt wurde, und sie sagte den schottischen Commissarien, daß sie mit den Gründen der Rechtfertigung des Benehmens ihrer Landsleute keinesweges zufrieden sey, und daß sie deshalb, ohne eine Vertheidigung zu versuchen, die Bedingungen offen darlegen möchten, welche sie zu ihrer Sicherheit begehrten. Sie erwiederten, ihre Vollmacht ermächtige sie nicht, über irgend eine Bedingung zu unterhandeln, welche die Ansprüche und die Souveränetät ihres jungen Königs beeinträchtigen könnten; allein sie würden gern jeden Vorschlag vernehmen, der ihnen von Ihrer

Majestät gethan werden dürfte. Die von der Königin empfohlenen Bedingungen waren nicht ungünstig für Marien; allein da die Commissarien darauf beharrten, daß sie nicht berechtigt wären, auf irgend eine Art über die Wiedereinsetzung dieser Fürstin zu unterhandeln, so hatten die Conferenzen natürlich ein Ende; und Elisabeth entließ die schottischen Commissarien, mit der Andeutung, sie sollten zurückkehren, wenn sie sich von ihrem Parlamente eine allgemeine Vollmacht hätten ertheilen lassen. Der Bischof von Roß beklagte sich offen gegen den englischen geheimen Rath, daß man seine Herrin durch schöne Versprechungen und Betheurungen hintergangen habe, und Maria selbst war nicht in Zweifel, wie sie das unaufrichtige Benehmen der Elisabeth zu beurtheilen habe. Vermittelst dieser Unannehmlichkeiten kam es denn zwischen den beyden Fürstinnen zu immer gespanntern Verhältnissen, und die Königin von Schottland, die nun alle ihre Hoffnungen getäuscht sah, wurde immer stärker angereizt, auf jede Gefahr hin jeden nur möglichen Versuch zu ihrer Rettung und Sicherheit zu machen.

Zu dieser Zeit ereignete sich auch ein Umstand, der dazu beytrug, den Bruch zwischen Marien und

Elisabeth noch mehr zu erweitern und die Wachsamkeit und Eifersucht der letztern zu vermehren. Nachdem Pabst Pius der Fünfte, der auf Paul gefolgt war, vergebens versucht hatte, durch sanfte Mittel die Freundschaft der Elisabeth zu gewinnen, die seines Vorgängers gewaltsames Benehmen aufgereizt hatte, erließ er endlich eine Excommunicationsbulle gegen sie, beraubte sie aller Ansprüche auf die Krone, und entband ihre Unterthanen des Eides der Treue gegen sie. Es scheint wahrscheinlich, daß der Angriff auf das Ansehen der Königin im Einverständnisse mit Marien gemacht wurde, welche dadurch dem Aufstand im Norden Vorschub zu leisten beabsichtigte, eine Maßregel, welche zu jener Zeit eben in Bewegung war.

John Felton heftete diese Bulle an die Thore des Pallastes des Bischofs zu London, und, weder Willens zu fliehen, noch das Faktum zu leugnen, wurde er ergriffen und verurtheilt, und empfing die Krone des Martyrerthums, nach der er schon längst eifrig gestrebt zu haben schien.

Neue Verschwörung des Herzogs von Norfolk.

Alle Feinde der Elisabeth nahmen, um sich wegen der von ihr erfahrnen Kränkungen zu rächen, zu einer politischen Maßregel ihre Zuflucht, nehmlich zu der, die Sache und Ansprüche der Königin von Schottland zu unterstützen; und Alba, dessen Maßregeln stets gewaltsam waren, eröffnete bald eine geheime Verbindung mit dieser Fürstin. Es lebte damals ein gewisser Rodolphi, ein florentinischer Kaufmann, der ungefähr funfzehn Jahre in London gewohnt, und, indeß er seinen Handel in England betrieb, zugleich den ganzen Briefwechsel des römischen Hofes mit dem katholischen Adel und vornehmen Bürgerstande geleitet hatte. Er war zu der Zeit, als die Intriguen des Herzogs von Norfolk mit Marien entdeckt worden waren, ins Gefängniß geworfen worden, allein entweder hatte man keinen Beweis gegen ihn aufgefunden, oder die Rolle, welche er gespielt hatte, war überhaupt nicht so gar strafbar;

genug, er erhielt bald nachher seine Freyheit wieder. Dieser Mann, voller Eifer für den katholischen Glauben, hatte, in Uebereinstimmung mit den spanischen Abgesandten, den Plan gebildet, durch einen fremden Einfall und innerlichen Aufstand die Regierung umzustürzen, und als er diesen Plan Marien schriftlich mittheilte, fand er, daß, da sie nun von der Elisabeth Hinterlist vollkommen überzeugt war, und die Hoffnung aufgegeben hatte, jemals ihr Ansehen oder nur ihre Freyheit wieder zu erhalten, sie willig ihren Beytritt dazu erklärte. Die große Anzahl unzufriedener Katholiken war die Hauptquelle ihrer Hoffnungen auf Seiten Englands; auch bemerkten sie, daß das Reich zu jener Zeit voll war von armen vornehmen Bürgerlichen, größtentheils jungen Leuten, die, da sie jetzt, bey dem letzten Verfalle der Kirche und dem noch immer daniederliegenden Handel, keine Aussicht auf einen anständigen Lebensunterhalt hatten, bereit waren, sich in jedes gefährliche Unternehmen einzulassen. Allein, um allen diesen Unzufriedenen Leben und Muth einzuflößen, war es nothwendig, daß sich irgend ein bedeutender Edelmann an ihre Spitze stellte; keiner aber schien dem Rodolphi sowohl, als dem Bischofe von Roß,

der an allen diesen Intriguen Theil nahm, so geschickt dazu, theils wegen seiner Macht, theils wegen seiner Popularität, als der Herzog von Norfolk.

Dieser Edelmann hatte, als er aus seiner Gefangenschaft im Tower befreyt worden war, sein Wort gegeben, daß er alles Einverständniß mit der Königin von Schattland aufgeben wolle; allein da er fand, daß er, und wie er fürchtete, unwiederbringlich das Vertrauen der Elisabeth verloren hatte, auch gewissermaßen noch immer im Gebrauche seiner Freyheit beschränkt war, so fühlte er sich aus Ungeduld und Verzweiflung versucht, sein Wort zu brechen, und aufs Neue einen Briefwechsel mit der gefangenen Königin anzuknüpfen. Es wurde ein Eheversprechen unter ihnen erneuert, der Herzog verpflichtete sich, alle ihre Interessen zu berücksichtigen, und da seine Gewissensbisse sich im Laufe dieser Unterhandlungen allmählich verminderten, wurde er dahin gebracht, seine Zustimmung zu noch strafbarern Unternehmungen zu geben. Rodolphi's Plan war der, der Herzog von Alba sollte, unter irgend einem Vorwande eine große Anzahl von Schiffen in den Niederlanden zusammen bringen, dann ein Corps von sechstausend Mann zu Fuß

und viertausend Mann zu Pferd nach England überführen.

Diese sollten zu Harwich landen, wo der Herzog von Norfolk mit all seinen Freunden zu ihnen stoßen würde, dann aber sollten sie geradezu nach London gehen und die Königin zwingen, sich allen den Bedingungen zu unterwerfen, die ihr die Verschwörer vorzuschreiben für gut finden würden. Norfolk erklärte seine Zustimmung zu diesem Plane, und dem zu Folge wurden drey Briefe in seinem Namen geschrieben, einer an Alba, der andere an den Pabst, der dritte an den König von Spanien, allein der Herzog, die Gefahr ahnend, wollte sie nicht unterzeichnen Er schickte blos an den spanischen Gesandten einen Diener und einen Vertrauten, Nahmens Barcker, theils um seinen Beytritt zu dem Plane kund zu thun, theils um die Aechtheit der Briefe anzuerkennen, und Rodolphi, nachdem er von dem Gesandten ein Beglaubigungsschreiben erhalten hatte, begab sich auf die Reise nach Brüssel und Rom. Der Herzog von Alba und der Pabst ergriffen diesen Plan, mit großer Bereitwilligkeit; Rodolphi machte Norfolk mit ihren Absichten be-

kannt, und Alles schien sich zu vereinigen, das Unternehmen zu begünstigen.

Norfolk hatte indeß, trotz dieser strafbaren Unternehmungen, seine Pflicht gegen seine Beherrscherin, sein Vaterland und seine Religion nicht ganz aus den Augen gesetzt; und wenn er auch den Plan sowohl zur Invasion als zur Insurrektion entworfen hatte, schmeichelte er sich doch, daß die Unschuld seiner Absichten das Gewaltsame der Maßregeln rechtfertigen sollte, und daß, da er nichts weiter als die Befreyung der Königin von Schottland bezweckte, und blos Elisabeths Einwilligung zu seiner Vermählung mit derselben zu erhalten wünschte, er nicht eigentlich als ein Rebell und Hochverräther angesehen werden könnte. Indessen ist es gewiß, daß hinsichtlich der Energie und des Geistes der Königin (Maria) der Plan, wenn er gelang, sich mit ihrer (der Elisabeth) Entthronung endigen mußte; und ihrer Macht und Würde wurde hiermit der größten Gefahr bedroht.

Bis hierher war die Verschwörung der Wachsamkeit der Elisabeth und des Sekretärs Cecil, der jetzt den Titel Lord Burleigh führte, gänzlich entgangen. Durch ein anderes Unternehmen Norfolks

erhielten sie endlich einen Wink, der sorgfältig verfolgt, zu einer neuen Entdeckung führte. Maria hatte nehmlich die Absicht, eine Summe Geldes an den Lord Herries und an ihre Anhänger in Schottland zu senden, und Norfolk kam auf den Einfall, sie dem Bannister, einem seiner Diener, zu übergeben, der sich damals im Norden befand, und der nun ein Mittel ausfindig machen wollte, sie dem Lord Herries zukommen zu lassen. Er übergab daher das Geld einem Diener, der nicht in dem Geheimniß war, und sagte ihm, daß das Packet eine Summe Geldes in Silber enthalte, die er nebst einem Briefe an Bannister abgeben sollte; allein der Diener, welcher vermuthlich, aus dem Gewichte und der Gestalt des Packetes schloß, daß es voller Gold sey, brachte den Brief zu Burleigh, der dann augenblicklich befahl, daß Bannister, Barker und Hickford, der Sekretär des Herzogs, verhaftet und streng vernommen werden sollten. Die Tortur brachte sie zum Geständniß der vollen Wahrheit, und da Hickford, ob er gleich Befehl hatte, alle Papiere zu verbrennen, sie dennoch sorgfältig unter den Matten und Decken im Zimmer des Herzogs, so wie unter den Ziegeln des Daches verborgen hatte, so erschien bald der

volle Beweis gegen seinen Herrn. Norfolk selbst, der von der von seinem Diener gemachten Entdeckung Nichts wußte, wurde vor den Rath gestellt, und obgleich ermahnt, seine Schuld durch ein offenes Bekenntniß wieder gut zu machen, beharrte er doch auf der Ableugnung jedes ihm zur Last gelegten Verbrechens. Die Königin erklärte stets, daß, wenn er ihr einen Beweis seiner aufrichtigen Reue dadurch gegeben hätte, sie ihm alle frühern Beleidigungen vergeben haben würde, allein da sie ihn so hartnäckig fand, ließ sie ihn in den Tower setzen, und befahl, daß ihm der Prozeß gemacht werden sollte. Der Bischof von Roß war schon vor Entdeckung von Norfolks Schuld wegen einigen Verdachtes ins Gefängniß gesetzt worden, und es wurde nun jedes Mittel versucht, um ihn zur Entdeckung seines Antheils an dem Verbrechen zu bringen. Er berief sich Anfangs auf seine Vorrechte, allein, da man ihm sagte, daß seine Herrin nicht mehr eine souveraine Fürstin sey, er daher auch nicht mehr als Gesandter angesehen werden könne, und daß selbst, wenn man diesen Charakter anerkennen wollte, er ihn doch nicht berechtigen könnte, eine Verschwörung anzuspinnen gegen die

Fürstin, an deren Hofe er stehe. Da er sich noch immer weigerte, auf die vorgelegten Fragen zu antworten, so machte man ihn mit Norfolks und seiner Diener Geständnissen bekannt, worauf er dann auch nicht länger Bedenken trug, Alles zu bekennen. Sein Zeugniß setzte die Schuld jenes Edelmanns außer allen Zweifel. Eine Jury von fünf und zwanzig Peers sprach einstimmig das Urtheil über ihn (den 13. Januar). Der Prozeß war sehr regelmäßig geführt worden, selbst nach den Regeln, welche noch jetzt in solchen Fällen beobachtet werden, außer daß die Zeugen ihre Aussagen nicht in der Gerichtssitzung selbst ablegten, und mit dem Gefangenen nicht confrontirt wurden, eine lobenswerthe Sitte, die zu jener Zeit bey Prozessen wegen Hochverraths nicht beobachtet wurde.

Die Königin zögerte immer noch mit Norfolks Hinrichtung, sey es nun, daß sie wirklich Freundschaft oder Mitleid zeigte gegen einen Mann von seinem hohen Stande und seinen Verdiensten, oder daß sie, nach dem Ruhm der Milde strebend, wenigstens den Schein jener Empfindungen heuchelte. Zwey Mahl unterzeichnete sie den Befehl zur Hinrichtung und zwey Mahl wiederrief sie denselben,

und ob sie gleich ihre Minister und Räthe fast zur Strenge nöthigten, schien sie doch immer unbestimmt und unentschlossen. Nach viermonatlichem Zögern wurde ein Parlament versammelt und die Gemeinen gingen sie in starken Ausdrücken an, den Herzog nun hinrichten zu lassen (den 8. May). Dieses, verbunden mit der Größe und Gewißheit des Verbrechens, sollte, wie sie glaubte, in den Augen der Menschen überall ihre Strenge gegen diesen Edelmann rechtfertigen. Norfolk starb mit Ruhe und Fassung (den 7. Juny), und ob er sich auch von jeder unrechtlichen Absicht in Beziehung auf die Gewalt der Königin reinigte, so erkannte er doch die Gerechtigkeit des Urtheils an, welches ihm den Tod brachte. Und um Ereignisse von gleicher Natur hier zusammen zu Erzählen, wollen wir bemerken, daß der Earl von Northumberland, da er der Königin von dem Regenten von Schottland ausgeliefert wurde, ebenfalls, wenige Monate nachher, wegen seines Aufstandes aufs Schaffot gebracht wurde.

Die Königin von Schottland war entweder die Gelegenheit oder die Ursache aller dieser Unruhen und Störungen, allein da sie eine souveraine Fürstin war und wegen der harten Behandlung, die sie

erlitten hatte, sich wohl berechtigt halten mochte, jedes Mittel zu ihrer Befreyung zu versuchen, so durfte Elisabeth es jetzt noch nicht wagen, das Aeußerste gegen sie anzuordnen. Sie sandte daher blos den Lord Delawar, Sir Ralph Sadler, Sir Thomas Bromley und Dr. Wilson zu ihr, um sie zur Rede zu stellen und Genugthuung zu fordern, wegen aller Punkte ihres Benehmens, welche vom Anfang ihres Lebens an der Elisabeth Stoff zum Mißvergnügen gegeben hatten, daß sie nehmlich das Wappen Englands angenommen, den Vertrag von Edinburg nicht habe ratifiziren wollen, daß sie die Absicht gehabt, sich ohne Einwilligung der Königin mit Norfolk zu vermählen, daß sie zu dem Aufstande im Norden beygetragen, mit Rodolphi gewirkt um den König von Spanien zu einem Einfalle in England zu bewegen, des Pabstes Exkommunikationsbulle ausgewirkt und ihren Freunden in der Fremde gestattet habe, ihr den Titel einer Königin von England zu geben. Wegen verschiedener Beschuldigungen rechtfertigte sich Maria entweder dadurch, daß sie die Thatsachen selbst ableugnete, oder daß sie die Schuld auf Andere schob. Allein, die Königin war mit ihrer Rechtfertigung nicht sehr zufrieden und das

Parlament war dergestalt gegen sie aufgebracht, daß die Gemeinen den direkten Antrag machten, sie unverzüglich zu richten und das Urtheil zu vollziehen. Sie führten verschiedene Gründe aus der Vernunft und dem Herkommen, so wie dem Völkerrechte, an, allein den vornehmsten Nachdruck legten sie auf Stellen und Beyspiele aus dem alten Testamente, die, wenn man sie als allgemeine Regeln gelten lassen wolle (eine Absicht, die vernünftiger Weise kein Mensch haben kann), zu Folgen führen würden, welche alle Grundsätze der Menschlichkeit und Moralität vernichten müßten. Die Sachen wurden hier viel weiter getrieben, als Elisabeth beabsichtigte, und diese Fürstin, zufrieden, Marien die Stimmung der Nation zu zeigen, sandte dem Hause ihren ausdrücklichen Befehl zu, in den Angelegenheiten der Königin von Schottland jetzt nicht weiter zu schreiten. Nichts konnte stärker das vorherrschende puritanische Interesse des Hauses beweisen, als der unmäßige Gebrauch von Stellen der heiligen Schrift, besonders des alten Testamentes, und die Königin liebte diese Sekte so wenig, daß sie wahrscheinlich nicht sehr geneigt sich fühlte, den Anträgen und Bitten derselben nachzugeben. Sie zeigte in dieser

Sitzung ihre Mißbilligung der Plane derselben noch durch ein anderes merkwürdiges Beyspiel, die Gemeinen hatten nehmlich zwey Bills durchgehen lassen, in Betreff der Bestimmung kirchlicher Feyerlichkeiten, allein sie sandte ihnen eine eben so gebieterische Botschaft, wie einige der früheren, und hemmte durch die Schrecken ihres Vorrechtes alle weitern Schritte in diesen Angelegenheiten.

Allein wenn auch Elisabeth nicht geneigt war, solche äußerste Schritte gegen Marien zu thun, als ihr von dem Parlamente empfohlen wurden, so gerieth sie doch in Besorgniß über die große Theilnahme an dieser Fürstin und den rastlosen Unternehmungsgeist derselben so wie über ihre enge Verbindung mit Spanien, und so hielt sie es für nothwendig, theils die Strenge ihrer Gefangenschaft zu vermehren, theils Maximen zu befolgen, welche sehr verschieden waren von denen die sie bisher in ihrem Benehmen gegen Schottland beobachtet hatte. Dieses Reich befand sich noch immer in einem Zustande von Anarchie. Das Schloß zu Edinburg, befehligt von Kirkaldy of Grange, hatte sich für Marien erklärt, und die Lords dieser Parthey, aufgemuntert durch dieses Benehmen, hatten sich der Hauptstadt

bemächtigt und führten einen kräftigen Krieg gegen den Regenten. Durch einen plötzlichen unerwarteten Ueberfall bemächtigten sie sich dieses Edelmanns zu Stirling; da sie aber fanden, daß seine Freunde von dem Schlosse einen Ausfall wagend, ihn wahrscheinlich wieder befreyen würden, so gaben sie ihm augenblicklich den Tod. Der Earl von Marre wurde nun an seiner Statt zum Regenten erwählt, und fand dieselben Schwierigkeiten bey der Regierung dieses innerlich zerrissenen Reiches. Gern nahm er daher die Vermittelungen an, die ihm der französische und englische Gesandte anboten, und schloß einen Waffenstillstand mit der Parthey der Königin unter billigen Bedingungen. Er war ein Mann von freyer und edelmüthiger Denkungsart und hielt es unter seiner Würde, sich irgend eine Abhängigkeit von England gefallen zu lassen, und aus diesem Grunde gab Elisabeth mit weniger Widerstreben den dringenden Bitten Frankreichs nach, mit dem sie damals in genauere Verbindungen sich eingelassen hatte, behauptetete immerfort den Schein der Neutralität zwischen beyden Partheyen, und ließ die Sachen in Schottland im Ungewissen. Allein bald nahmen die Angelegenheiten eine andere Wendung. Marre starb

aus Melancholie, über den unglücklichen Zustand seines Vaterlandes; Morton wurde zum Regenten gewählt, und da dieser Mann in Geheim alle seine Maßregeln mit Elisabeth genommen hatte, welche sich nicht länger auf die Freundschaft des französischen Hofes verließ, so beschloß sie, sich wirksamer zu Unterstützung derjenigen Parthey zu beweisen, die sie schon immer begünstigt hatte. Sie sandte den Sir Henry Killegrew als Gesandten nach Schottland, der Mariens Anhänger so entmuthigt fand durch die Entdeckung nud Bestrafung von Norfolks Verschwörung, daß sie sich gern der Autorität des Königs unterwarfen, und eine Amnestie für alle vergangenen Beleidigungen annahmen. Der Herzog von Chatelrault nud der Earl von Huntley nebst den angesehensten Freunden Mariens legten unter denselben Bedingungen die Waffen nieder. Blos die Besatzung des Schlosses von Edinburg blieb widerspenstig. Kirkaldy's Lage war verzweifelt; und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, Unterstützung von den Monarchen von Spanien und Frankreich zu erhalten, welche ihn in seiner Hartnäckigkeit aufmunterten, in der Absicht eigentlich um von diesem Punkte aus in England Unruhen zu erregen. Elisabeth wurde we-

gen dieser Gefahr besorgt, und sie bedachte sich nicht länger gänzlich mit der Königin von Schottland zu brechen, die, wie sie wohl sahe, sich nicht länger durch ihre Kunstgriffe täuschen ließ. Sie verließ sich dabey zugleich mit auf Morton und sie erkannte aus der Unterwerfung des ganzen angesehenen Adels daß die Beruhigung Schottlands ein eben so leichtes als wichtiges Unternehmen sey. Sie befahl daher dem Sir William Drury, dem Gouverneur von Berwick mit einigen Truppen und Artillerie gegen Edinburg zu marschiren und das Castel zu belagern, die Garnison ergab sich auf Discretion. Kirkaldy wurde den Händen seiner Landsleute ausgeliefert, die ihm den Prozeß machten und ihn hinrichteten. Sekretair Lidington, der mit ihm gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, gab sich, wie man vermuthete, bald nachher selbst den Tod, und Schottland sich dem Regenten nun gänzlich unterwerfend, gab eine lange Zeit hindurch der Königin Eliesabeth keine Veranlassung zu Besorgnissen.

Ende
des zweyten und letzten Theils.

Anhang.

Ein Brief von Marien, Königin von Schottland, an Elisabeth Königin von England, aus dem Hause des Lords Shrewsbury zu Sheffield geschrieben; wo Maria sich lange Zeit als Gefangene befand *).

I. In Gemäßheit dessen, was ich euch versprochen und Ihr gewünscht habt, erkläre ich Euch nun, jedoch mit Bedauern, daß solche Dinge zur Sprache sind gebracht worden, wobey jedoch keine Leidenschaft sich eingemischt hat, weshalb ich Gott selbst zum Zeugen anrufe, daß die Gräfin Shrewsbury mir Alles, was folgt, fast in den nehmlichen Ausdrücken mitgetheilt hat; dem größten Theile habe ich widersprochen, und die Lady getadelt, daß sie so von Euch denke oder offen spreche; ich habe es nicht geglaubt, und glaube es auch noch jetzt nicht, da ich die Natur der Gräfin kenne, und wie sie damals gegen Euch lieblos gesinnt war.

*) Dieses ist der im ersten Theile erwähnte scandalous letter. A. d. Uebers.

II. Erstlich hättet Ihr mit einem Manne, sagte sie, dem Ihr ein Eheversprechen in Gegenwart einer Eurer Kammerfrauen gegeben, unzählige Mahle mit aller Vertraulichkeit und Freyheit, die nur zwischen einem Ehemann und seinem Weibe Statt finden kann, Euer Lager getheilt; allein Ihr wäret nicht beschaffen gewesen, wie andere Weiber, deswegen hätten diejenigen thöricht gehandelt, die Eure Vermählung mit Monsieur, dem Herzoge von Anjou begünstiget, weil sie nie hätte vollzogen werden können. Ihr hättet aber deshalb doch nicht aufgehört immer neue Liebhaber anzunehmen; Ihr wäret auch nicht zufrieden gewesen mit Master Haton und andern aus diesem Reiche, sondern hättet Euch auch an einen Fremden weggeworfen, Nahmens Simier, den Ihr des Nachts in dem Zimmer Eurer Kammerjungfer getroffen, wo Ihr Euch die unanständigsten Freyheiten gegen ihn erlaubt, ja sogar die Geheimnisse des Reichs ihm verrathen hättet.

III. Daß Ihr Euch mit derselben Sittenlosigkeiten gegen den Herzog, seinen Herrn benommen der Euch eines Nachts an der Thür Eures Schlafgemaches gefunden, wo Ihr ihn blos in einem Nachtkleide erwartet, daß Ihr ihn hernach zu Euch ein-

gelassen, wo er denn fast drey Stunden bey Euch verweilet.

IV. Besagten Haton anlangend, hättet Ihr ihn mit Gewalt umgerissen, und Eure Liebe zu ihm so öffentlich gemacht, daß er sich selbst von Euch habe zurückziehen müssen; ferner hättet Ihr den Killgren eine Ohrfeige gegeben, weil er Euch besagten Hatton nicht zurückgebracht, er sey dann im Zorn von Euch geschieden, wegen einiger Vorwürfe, die Ihr gegen ihn ausgestoßen, in Betreff von goldenen Knöpfen, die er an seiner Kleidung getragen.

V. Sie hätte dahin gestrebt, eine Heyrath zwischen besagten Haton und der verstorbenen Gräfin von Lenox ihrer Tochter zu Stande zu bringen, allein aus Furcht vor Euch habe sie es nicht unternehmen dürfen; selbst der Earl von Oxford habe sich mit seinem Weibe nicht wieder versöhnen dürfen aus Furcht die Gunst zu verliehren, die er dadurch zu erlangen gehofft, daß er Euch den Hof machte.

VI. Ihr wäret höchst verschwenderisch gegen alle solche Personen, so wie gegen diejenigen die sich mit dergleichen Intriguen befaßten, z. B. gegen einen gewissen George, von Euren Kammerdienern, dem Ihr ein Einkommen von Drey Hundert Pfund

des Jahres geschenkt, weil er Euch die Nachricht von Hatons Rückkehr gebracht, gegen alle Andern aber wäret Ihr höchst undankbar und knickerig, und es wären wohl kaum drey bis vier Personen im Reiche gegen die Ihr Euch gütig erwiesen.

VII. Mit außerordentlichen Gelächter rieth sie mir meinen Sohn auf die Liste Eurer Liebhaber zu bringen, das würde mir sehr erspieslich seyn und Monsieur den Herzog aus seinem Quartier setzen, der, wenn er bliebe was er wäre, mir sehr nachtheilig werden würde, und auf meine Erwiederung, daß dies für absoluter Spott gehalten werden müßte, versetzte sie: Ihr wäret eben so eitel als groß, Eure Meynung von Eurer Schönheit sey, gleich als wenn Ihr eine Göttin vom Himmel wäret. Sie wolle es auf sich nehmen und für alle Gefahr mir stehen, auch werde sie Euch leicht glauben machen, was sie wolle, damit Ihr meinen Sohn in jener Eigenschaft annehmet.

VIII. Ihr fändet, sagte sie, ein so großes Vergnügen an Schmeicheleyen der gröbsten Art, so daß man Euch geradezu habe sagen können, man könne Euch zuweilen nicht ins Gesicht sehen, denn es sey als schaue man in die Sonne; sie und andere Da-

men des Hofes müßten sich stets dieser Sprache bedienen; bey ihrer letzten Reise zu Euch, habe sie und die verstorbene Gräfin Lenox sich nicht ansehen dürfen, während sie mit Euch gesprochen, aus Furcht in lautes Lachen auszubrechen, über die Schmeicheley, die sie Euch gesagt. Bey ihrer Rückkehr bat sie mich ihre Tochter zu schelten, weil sie sie nicht dahin bringen könne, es eben so zu machen. Ihre Tochter Talbot würde sie sicherlich kaum abhalten können, Euch ins Gesicht zu lachen.

IX. Besagte Lady Talbot, bat mich (Marien) als sie Euch aufwarten und den Eid leisten sollte als eine Eurer Kammerfrauen, und sie mir kurz darauf diesen Akt erzählte, den sie nur aus Spott vollzogen, denselben von ihr anzunehmen aber mit mehr Empfindung gegen mich, was ich aber lange nicht zugeben wollte. Endlich aber zwang sie mich durch ihre Thränen, daß ich es zuließ. Sie sagte, um keinen Preis in der Welt, möchte sie nicht in Eurem Dienste, und um Eure Person seyn, weil sie immer fürchten müßte, daß wenn Ihr zornig wäret, Ihr es mit ihr machen möchtet, wie Ihr es mit ihrer Cousine Skedmur gemacht hättet, der Ihr einen Finger gebrochen und den Hof hernach überre-

det hättet, er sey zerbrochen worden durch einen herabfallenden Leuchter. Einer andern Dame hättet Ihr, als sie Euch bey Tische aufgewartet, einen Stich mit dem Messer versetzt.

X. Und weil Ihr, wegen dieser letzten Punkte und durch das gemeine Gerücht veranlaßt, glauben könntet, Ihr wäret durch meine Frauen, wie in einer Komödie, die sie unter sich aufgeführt, nachgeäfft und dargestellt worden, so schwöre ich Euch, daß ich es meinen Frauen durchaus verboten habe, sich, wenn sie es je gethan hätten, desgleichen fernerhin zu unterfangen.

XI. Ferner hat mir besagte Gräfin ein anderes Mahl gesagt: Ihr hättet gern den Rolson angestiftet mir den Hof zu machen und mich zu entehren, entweder in der That, oder nur durch übles Gerede; er hätte dazu aus Eurem eigenen Munde Unterweisungen erhalten: Ruxby sey vor ohngefähr 8 Jahren hierher gekommen, einen Angriff auf mein Leben zu machen. Als er mit Euch selbst darüber gesprochen, hättet Ihr ihm gesagt, das sey das Geschäft, wozu ihm Walsingham Anleitung geben würde.

XII. Als die besagte Gräfin die Vermählung

ihres Sohnes Karl mit einer der Nichten von Mylord Paget betrieb, und Ihr auf der andern Seite wünschtet sie aus bloßer Gewalt für einen von den Knoles zu erhalten, bloß weil er mit Euch verwandt war, so sprach sie heftig gegen Euch und sagte, daß sey blos Tyranney, daß Ihr nach Eurem Belieben alle Erbinnen des Landes vergeben wolltet, Ihr hättet auch deshalb den besagten Paget durch unwürdige Reden gekränkt allein endlich würden dies die Edlen des Reichs nicht mehr dulden, wenn Ihr auch Euch dabey an einige andere Damen wendetet, die sie wohl kannte.

XIII. Vor ohngefähr vier oder fünf Jahren als Ihr krank waret, und ich es auch war, sagte sie zu mir: Eure Krankheit rühre von einem aufgegangenen Geschwüre her, das Ihr an dem einen Schenkel hättet, und daß, wie Ihr Eure Menses verliehren würdet, Ihr ganz gewiß bald nachher sterben müßtet; sie dachte daran mit Vergnügen in einer eiteln Einbildung, welche sie vor langer Zeit, aus den Prophezeyhungen eines gewissen John Lenton und aus einem alten Buche sich geschaffen, welches Euren Tod auf gewaltsame Art vorhergesagt, so wie, daß eine andere Königin folgeu werde, für

welche sie mich hielt; sie bedauerte bloß daß in dem besagten Buche auch gestanden habe, die Königin, welche auf Euch folgen würde, würde blos drey Jahre regieren, und, wie Ihr, auf gewaltsame Art sterben, welches im besagten Buche auch durch ein Gemählde dargestellt worden. In demselben sey auch noch ein Blatt am Ende gewesen, welches Einiges enthalten habe, was sie mir aber nie sagen wollen. Sie weiß recht wohl, daß ich das Alles für lauter Thorheit hielt; allein sie richtete ihre Nachricht weißlich so ein, um die vornehmste Dame bey mir zu werden, und daß mein Sohn auch ihre Nichte Arbela heyrathen sollte.

XIV. Zu gleicher Zeit schwöre ich nochmals auf Treue und Ehre, daß Alles Obige volle Wahrheit ist, uud daß dasjenige, was Eure Ehre betrifft von mir keineswegs ist mitgetheilt worden, um Euch dadurch zu kränken, und daß es sonst Niemand von mir erfahren soll, da ich es für unwahr halte. Wenn ich das Glück erhalten kann, mit Euch zu sprechen, so werde ich Euch die Nahmen, die Zeiten, Orte und andere Umstände mittheilen, um Euch von der Wahrheit so wohl dieser Dinge als anderer, zu überzeugen, was ich mir vorbehalte, bis ich Eurer

Freundschaft ganz versichert seyn werde, die ich mir jetzt mehr als je wünsche, und wenn ich sie jetzt erhalten kann, dann sollt Ihr keine treuere, liebendere Verwandte oder auch Unterthanin finden, als ich es gegen Euch seyn werde.

Vertrauet um Gottes Willen auf die, welche willig und geschickt ist Euch zu gehorchen.

Aus meinem Bette, indem ich meine Arme mit Schmerzen zwinge Euch zu dienen.

Scheffield, April 1584.

Mary Regina.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erschien:

Die neue Armida,

Roman

von

Amalie Schoppe geb. Weise;

Preis 1 thlr. 8 gr.

Die geachtesten Zeitschriften, und namentlich das literarische Conversations-Blatt, haben über diesen höchst interessanten Roman, die günstigsten Urtheile gefällt, und er wird der gebildeten Lesewelt gewiß sehr willkommen seyn.

Ferner, von Derselben:

Die Verwaisten.

2 Theile. Preis 1 thlr. 18 gr.

Die geistreiche Verfasserin, deren Schriften schon längst eine Lieblingslektüre des gebildeten Publikums sind, giebt auch in diesem neuen Werke ihrer Feder, ein überaus anziehendes und treues Gemählde des menschlichen Herzens und des Familienlebens höherer Stände. — Derselben rein-sittlichen Tendenz wodurch alle ihre frühern Schrif-

ten sich auszeichnen, begegnet man auch in diesem Romane, und er gehört dadurch zu der Klasse derjenigen, die jede Mutter ihren Töchtern unbedenklich in die Hand geben kann.

Weihnachtsgabe

von

Georg Lotz,

oder

Erzählungen, Mährchen, Sagen und Schwänke,

geschmackvoll eingebunden und mit einem allegorischen Titelkupfer geziert. Preis 1 thlr. 12 gr.

Es bedarf wohl blos dieser kurzen Anzeige, um das gebildete Publikum auf das neueste Werk eines Schriftstellers aufmerksam zu machen, dem es schon so lange und ungetheilt seinen Beifall schenkte.

Heinsius'sche Buchhandlung
in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Maria

Liebesbriefe der Königen Maria von Schottland an Jakob Carl von Bothwell nebst ihren Liebessonnetten, Ehekontrakten und andern Urkunden

Bd.: 2. (1825). - 284 S.

Leipzig 1825

Brit. 505 sg-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10281995-6